Die

Kinder des Glücks.

Originalroman

von

August Schrader.

III. Theil.

Leipzig,
Verlag von Carl Zieger.
1866.

1.

Geständnisse.

Antoinette hatte wirklich die Droschke bestiegen, nachdem sie dem Kutscher die Straße und das Haus bezeichnet, wo Sophie Witt wohnte. Sie trug die schlichteste Kleidung, um das Aufsehen zu vermeiden; ihr Portefeuille war mit Banknoten gefüllt. Der Wagen hielt in einer schmalen Straße vor einem hohen, unscheinbaren Hause. Der Kutscher öffnete schweigend den Schlag.

„Warten Sie," befahl Antoinette.

„Wie lange?"

„Bis ich zurückkomme; Sie werden mich dorthin bringen, wo ich eingestiegen bin."

„Ich muß die Dame bitten, mich im Voraus zu bezahlen . . ."

„Warum?"

„Es ist schon vorgekommen, daß ich umsonst gewartet habe."

Antoinette reichte ihm ein Goldstück, da sie eine andere Münze in ihrer Börse nicht hatte.

„Ich kann nicht zurückzahlen," meinte der Kutscher.

„Habe ich verlangt, daß Sie wechseln sollen?"

„Danke, meine schöne Dame; ich werde warten und wenn Sie zwei Stunden bleiben . . . nun ist es gut."

Antoinette stieg tappend die dunkeln Treppen hinan, sie, die von Kindheit an gewohnt war, sich auf Teppichen und parkettirten Fußböden zu bewegen.

„Ich muß, ich muß!" seufzte sie. „Das ist ein schwerer, ein unbeschreiblich schwerer Weg!"

Im ersten Stocke ward eine Thür geöffnet. Eine Frau leuchtete einer andern hinaus.

„Verzeihung," sagte die Gräfin . . . „in diesem Hause soll die Stickerin Sophie Witt wohnen."

„Ja, meine Dame," antwortete die alte Frau, „Sophie Witt wohnt bei mir."

Es war Mutter Bollmann, die einen kurzen Besuch bei einer Freundin gemacht.

„So haben Sie wohl die Güte, liebe Frau . . .“

„Gern, ich werde Sie führen. Die Treppen sind in der Dunkelheit fast nicht zu ersteigen . . . Nachbarin, Sie leihen mir wohl Ihre Lampe . . .“

„Nehmen Sie doch, Mutter Bollmann.“

„Ich bringe sie Ihnen gleich zurück.“

„Hat Nichts zu sagen. Führen Sie nur die Dame.“

Den Rest des Weges legte Antoinette leichter zurück. Mutter Bollmann führte sie in das Stübchen ihrer Aftermietherin, wo sie eine Kerze anzündete.

„Nehmen Sie Platz, liebe Dame; ich sende Ihnen sogleich unsere Sophie.“

„Ihre Sophie?“ fragte Antoinette, die sich erschöpft auf das reinliche Sopha gesetzt hatte.

„Ja, ja!“

„Ist die geschickte Stickerin Ihre Tochter?“

„Nein; aber ich halte sie so, da sie ein gutes, braves Mädchen ist. Sophie hat keine Angehörige mehr auf dieser Welt, sie ist eine Waise.“

„Ich habe ihr Aufträge zu ertheilen . . .“

„Gedulden Sie sich nur einen Augenblick, verehrte Dame.“

Mutter Bollmann entfernte sich mit ihrer Lampe.

Die Gräfin sah verwundert durch das saubere und freundliche Stübchen, das vorzufinden Niemand vermuthete, der das finstere Haus von der Straße aus ansah. Alles glänzte, Alles war sauber und nett. In der Anordnung der verschiedenen Gegenstände zeigte sich ein guter Geschmack. Die Gräfin betrachtete die Stahlstiche, die von der Kerze erhellt wurden.

„Mein Porträt!“ rief sie erschreckt.

In diesem Augenblicke trat Sophie ein.

„Sie, gnädige Frau!“ flüsterte sie erstaunt. „Und so spät . . .“

„Störe ich?“

„Nein, o nein! Sie bemühen sich in der Nacht zu mir . . .“

„Weil ich aus Gründen, die Sie kennen müssen, eine für mich passende Zeit wählen muß. Ich wäre gern schon früher gekommen.“

„Fürchten Sie Nichts, gnädige Frau, Sie haben keine Zeit verloren. Ich bewahre Ihr Geheimniß so treu, als ob es mein eigenes wäre.“

„Wie kommt mein Porträt in Ihr Zimmer?“

Sophie gab Aufklärung.

„Der arme Ernst!“ schloß sie, „kann nun nicht

mehr arbeiten, er ist blind. Man rühmt ihn als einen der besten Künstler . . ."

„Das muß er wohl sein, da mein Porträt, das der Graf in der Kunstanstalt bestellt, vorzüglich schön gearbeitet ist. Doch, mein liebes Kind, sprechen wir nur über unsere Angelegenheit, die mir schwer auf dem Herzen liegt."

„Leise! Leise!"

„Hört man uns?"

„Die Wände sind dünn und nebenan befindet sich das Zimmer meines blinden Bräutigams, der, weil er sich nicht beschäftigen kann, ohne es zu wollen, auf jedes Wort hört. Auch ihm verberge ich Ihr Geheimniß, gnädige Frau, dessen Wichtigkeit ich wohl zu schätzen vermag."

„Setzen Sie sich zu mir!" bat Antoinette. „So . . . nun können wir uns verstehen, auch wenn wir flüstern. Ich habe Vertrauen zu Ihnen, Sie müssen ein gutes Mädchen sein . . Kommen Sie mir nun auch mit Vertrauen entgegen und legen Sie mir die Papiere vor, von denen Sie gesprochen. Ich begreife wohl, daß Sie eine reiche Belohnung fordern und

da Sie mich nicht näher kennen, mit Vorsicht zu Werke gehen."

„Nein, ich mißtraue Ihnen nicht, gnädige Frau! die Papiere habe ich aus dem Grunde nicht mit in Ihre Wohnung gebracht, weil ich nicht voraussetzen konnte, wie man mich empfangen würde. Die Szene, die ich dort erlebt, hat mich belehrt, daß meine Vorsicht wohl angewandt ist. Gnädige Frau, ich verspreche Ihnen, Alles zu thun, was Ihre Sicherheit erfordert. Verfügen Sie ganz über mich!"

„Seien Sie offen, Sophie... Sie erwarten viel von mir..."

„Ich bitte Sie, den Jammer meines armen Ernst anzusehen... ein junger Mann, ein Künstler, ist stockblind. Wir hatten unsere Heirat schon festgesetzt, wollten treu vereint arbeiten... da stürzte uns das Schicksal aus unserm Himmel... Was Sie thun, thun Sie für einen Unglücklichen; ich fühle, daß meine Kraft zu schwach ist..."

„Genug! Genug!" rief die Gräfin gerührt. Ich weiß nun Alles! Bringen Sie mir die Papiere!"

Sophie holte das Täschchen aus ihrer Kommode.

„Hier ist der Todtenschein und hier ist der Brief."

Die Gräfin las beide Papiere in sichtlicher Erregung.

„Was fordern Sie dafür?“ fragte sie dann.

„Ich fordere nicht, gnädige Frau.“

„Nehmen Sie dieses Taschenbuch, es enthält Banknoten . . . Ich konnte nicht mehr mit mir nehmen, ohne die Aufmerksamkeit meines Gemals zu erregen, der, wie Sie leicht begreifen werden, um die verhängnißvolle Angelegenheit nicht wissen darf.“

Sie legte das Portefeuille auf den Tisch. Nachdem sie die Papiere verborgen, fuhr sie leise fort:

Nicht wahr, Sie lieben Ihren Bräutigam, Sie hängen mit Leib und Seele an ihm und sind um sein Glück besorgt?“

„Mehr als um mein eignes?“

„Auch ich liebe den Grafen und will ihn glücklich sehen... darum beschwöre ich Sie im Namen Gottes; bewahren Sie mein Geheimniß! Sie, nur Sie kennen es... Man hat mir schon früher davon gesagt und gewisse Andeutungen gegeben . . . aber ich habe es nicht glauben wollen, habe den Verkünder dieser seltsamen Neuigkeit für einen Verleumder gehalten. Wie alle diese Dinge zusammenhängen, ich

weiß es nicht, ich habe nicht einmal eine Ahnung davon. Hat man mich für eine geborene Vikomtesse von Menoir ausgegeben, so ist es wahrlich meine Schuld nicht. Aber ich kann das Andenken der guten Frau nicht verunglimpfen lassen, die mich wie ihr Kind geliebt und gehalten hat, die als meine rechte Mutter zu betrachten ich Grund und Verpflichtung habe. Dazu kommt, daß mein Mann empfindlich gekränkt wird; er ist Graf, gehört einer hohen aristokratischen Familie an . . . denken Sie den Eklat, den das Bekanntwerden meines Geheimnisses hervorbringen muß! Der Graf, der mich leidenschaftlich liebt, wird unglücklich, ich werde kompromittirt sein. Mein Gott, die Folgen lassen sich kaum ermessen."

Antoinette konnte vor Erschöpfung nicht weiter reden.

„Gnädige Frau," flüsterte Sophie, „jedes Wort, das Sie noch über diesen Punkt äußern, ist unnütz, Sie haben mich zu Ihrer dankbaren Schuldnerin gemacht und ich schwöre Ihnen, daß kein Wort, keine Silbe über meine Lippen kommen soll... Mein ganzes Streben soll darauf gerichtet sein, Ihnen nützlich zu werden."

„Und ich glaube Ihnen, mein liebes Kind! Nun hören Sie mich an: Besuchen Sie mich von Zeit zu Zeit unter dem Vorwande, Arbeit zu bringen... vielleicht bedarf ich Ihrer Dienste. Sie sind meine Näherin, nichts weiter. Um Fräulein Klara, die Schwester meines Mannes, kümmern Sie sich nicht, wenn sie Ihnen zufällig entgegentreten sollte. Und sucht der Graf Sie auszuforschen..."

„So weiß ich, was ich ihm zu antworten habe. Ich diene Ihnen in einer guten Sache, und darum nehme ich keinen Anstand, Ihnen jederzeit zu Willen zu sein."

„Nun muß ich fort!"

„Gnädige Frau, noch eine Bitte wage ich an Sie zu richten."

„Was ist's?"

„Sehen Sie meinen armen Bräutigam!"

„Später! Später!"

„Nur einen Augenblick, gnädige Frau!" bat Sophie.

„Warum denn? Ich glaube Ihnen ja Alles, es bedarf durchaus keines Beweises."

„Das Glück meines Ernst liegt mir am Herzen

wie Ihnen das des Herrn Grafen; er wird sich Gedanken machen über den Wohlstand, in den Sie mich versetzt haben. Der arme Mann ist ja blind, er kann mich nicht beobachten... Sagen Sie ihm, daß Sie für mich sorgen wollen, Ihre Worte verscheuchen jeden Verdacht, jeden Argwohn. Dann wird Ernst ruhig sein und sich ganz des Glückes freuen können..."

„Führen Sie mich zu ihm!"

Beide gingen in das angrenzende Stübchen. Da saß der Stahlstecher, still in sich gekehrt. Er trug den grünen Schirm nicht, die Gräfin konnte sein schönes Gesicht sehen, das von dem Lichte der Kerze beschienen ward. Sie grüßte ihn freundlich.

„Die gnädige Frau Gräfin von Auerstein!" fügte Sophie hinzu.

Ernst erhob sich.

„Sie beehren meine Braut, gnädige Frau, mit einem Besuche..."

„Weil ich Ihre Sophie lieb gewonnen habe und sie als eine geschickte Arbeiterin schätze. Es ist mein Wunsch und Wille, sie nach Verdienst zu belohnen."

„O, wie gütig sind Sie!" rief Ernst gerührt.

„Ihre Braut kann auf mich zählen, ich bin stets

zu Rath und That bereit. Vereinigen Sie doch recht bald die Hände, wie sich Ihre Herzen schon vereinigt haben... und dann laden Sie mich zur Hochzeit ein. Gute Nacht... Denken Sie an mich, wenn Sie irgend einen Wunsch haben!"

Antoinette verließ das Stübchen, ehe Ernst antworten konnte. Sophie leuchtete ihr die Treppen hinab bis an die Hausthür. Der Kutscher stand wartend auf dem schmalen Trottoir. Rasch riß er den Schlag des Wagens auf und half dienstfertig der Dame beim Einsteigen.

„Gute Nacht!" rief Antoinette noch einmal aus dem Innern des Wagens.

„Tausendmal gute Nacht!" wiederholte die Näherin, die mit der Kerze in der Thür stand.

Der Wagen rollte rasch davon.

Sophie kehrte in ihre Wohnung zurück.

„Ist das eine Dame!" rief Mutter Bollmann ihr entgegen. „So schön, so reich und so vornehm, und doch ist sie nicht stolz."

Die Braut küßte den Bräutigam.

„Bist Du nun zufrieden, Ernst?"

„Liebes, gutes Mädchen," rief er zitternd, „Du hast wohl der Dame unsere Verhältnisse erzählt?"

„Weil sie mich darum befragte.“

Sie hing sich an seinen Hals und küßte ihm die blinden Augen.

„Bist Du mir deßhalb böse?“ fragte sie ihn zärtlich.

Ein stechender Blitz durchzuckte die Nacht. Einige Augenblicke später folgte ein starker Donner nach.

„Das Gewitter ist rasch herangekommen!“ meinte die Alte, die mit gefalteten Händen an der Thür stand. „Gott nehme uns in seinen Schutz.“

Blitz und Donner wiederholten sich.

„Ich höre nur das Wetter,“ murmelte Ernst; „den grellen Schein der Blitze bemerke ich nicht. Ach, es ist ein so erhabenes Schauspiel...“

Er setzte sich in seinen Lehnstuhl. Sophie eilte hinaus, um die Fenster in dem andern Zimmer zu schließen. Bei dieser Gelegenheit prüfte sie den Inhalt des Taschenbuchs. Sie zählte zehn Banknoten, und jede dieser Noten hatte einen Werth von hundert Thalern.

„Mein Gott, wie reich bin ich!“ rief sie. „Das Glück sucht mich geflissentlich auf. Mein Vermögen besteht aus tausend Thalern, ohne die Goldstücke! Das ist also die Erbschaft der Frau Wedekind! Soll

ich denn des Glückes allein mich freuen? Dort drüben sitzt der arme Ernst traurig auf seinem Stuhle, er zweifelt gewiß immer noch daran, daß unsere Heirat zustandekommt... Nein, nein! Er soll das Glück mit mir theilen... Das Geld ist mir auf recht-mäßige Weise geworden."

Sie nahm das Buch und eilte zu dem [illegible] stecher.

„Mutter," rief sie [illegible]

„Gewi[illegible]

„Du hast es ja gehört, lieber Freund! Sollen wir die Hilfe einer so reichen Dame nicht annehmen? Sie meint es herzlich gut, und wir sind doch in der Lage...“

„Almosen zu empfangen!“ murmelte der Blinde. „O, mein Gott, daß ich nicht arbeiten kann!“ rief [illegible]lich.

[illegible]n Sie!“ sagte Sophie wie

[illegible] die Alte.

[illegible]fe

„Mutter Bollmann!“ rief er nach einer Pause.

„Was denn?“ fragte gutmüthig die Alte.

„Haben Sie die Gräfin genau betrachtet?“

„Ganz genau.“

„Wie sah sie aus?“

„Bildschön.“

„So meine ich das nicht, Mütterchen.“

„Wie denn?“

„Sie kennen das Porträt, das ich gestochen habe...“

„Gewiß kenne ich es; ich kenne alle Ihre Bilder.“

„Nun, ich meine, ob Aehnlichkeit vorhanden ist.“

„O, die größte Aehnlichkeit, die sich denken läßt. So wie die Dame eintrat wußte ich, wer sie war. Die Gräfin ist sehr schön; aber, Ernst, ich will es Ihnen nur sagen, Sophie ist noch schöner. Wäre, ich ein Mann und mir bliebe die Wahl, ich würde Sophien den Vorzug geben.“

Der Blinde verblieb nun ruhig.

„Ich weiß schon, warum er nach der Aehnlichkeit fragte!“ dachte die Alte. „Er wollte sich überzeugen, ob auch wirklich die Gräfin, und keine Andere, bei seiner Braut gewesen. Der arme Ernst ist eifersüchtig, er hat vielleicht an einen Mann geglaubt,

der das Geld zur Einrichtung des Geschäfts gibt. In dieser Hinsicht mag er ruhig sein, das gute Mädchen wird ihn nicht betrügen."

Sophie trat wieder ein. Der Blinde kannte schon ihren Schritt.

„Sophie!" rief er bewegt.

„Da bin ich, Ernst!"

„Komm zu mir!"

Ein heftiger Donnerschlag erschütterte das Haus, daß die Fenster erklirrten.

„Gott stehe uns bei!" rief erschreckt die Alte. „Sprechen wir jetzt nicht über irdische Dinge, beten wir, daß der Allmächtige uns verschone!"

Frau Bollmann betete. Auch die jungen Leute falteten die Hände. Das schwere Gewitter entlud sich in seiner ganzen Gewalt. Der Sturm war erwacht und peitschte die Ströme des Regens an die klirrenden Fenster. Blitz folgte auf Blitz, daß man die gegenüberliegenden Häuser sehen konnte. Um diese Zeit hielt der Fiaker auf dem Platze, wo Antoinette eingestiegen war. Der Kutscher öffnete den Schlag.

„Madame," sagte er, „Sie können den Wagen nicht verlassen, der Regen und der Sturm ist zu heftig."

Antoinette hatte diesen Umstand längst unter Zittern und Zagen erwogen.

„Was beginne ich denn?“ fragte sie ängstlich.

„Sie warten bis das Gewitter vorüber ist, wenn Sie nicht wollen, daß ich Sie vor Ihre Wohnung fahre.“

Aus der Finsterniß trat ein Mann heran, dessen Kleider von Regen trieften. Die breite Krämpe seines runden Hutes hing schlaff herab. Trotzdem ließ sich erkennen, daß er nicht den untersten Schichten der Gesellschaft angehörte, daß er in dem kräftigsten Mannesalter stand und eine gute Toilette gemacht hatte. „Madame,“ sagte er artig, „wenn Sie dem Rathe eines Freundes folgen wollen, so lassen Sie sich rasch vor Ihre Wohnung fahren; dort steigen Sie aus und begeben sich ruhig in Ihre Zimmer. Dafür, daß man Sie nicht beobachte,, werde ich sorgen.“

Der Fremde hatte diesen Rath und diese Beruhigung in französischer Sprache ertheilt.

„Wer sind Sie, mein Herr?“ fragte Antoinette in derselben Mundart.

„Ihr Freund, Ihr Schützer.“

„Nennen Sie sich mir, mein Herr!“

„Könnte ich es, ich würde glücklich sein," war die mit bewegter Stimme ertheilte Antwort. „Dringen Sie nicht weiter in mich, halten Sie sich nicht länger auf... Ihr Gemal wird sogleich eintreffen."

Der Schlag ward geschlossen. Antoinette hörte noch, daß der Fremde in deutscher Sprache dem Kutscher Befehle ertheilte und ihm Eile gebot. Der Wagen setzte sich in Bewegung, um einige Minuten später vor dem Palais zu halten. Die junge Frau schlüpfte unbemerkt an der Loge des Portiers vorüber und erreichte ihr Boudoir, wo sie rasch die Kleider wechselte und die wichtigen Papiere in einem geheimen Fache ihres Schreibtisches verbarg. Eine Viertelstunde später kam der Graf an. Wir berichten, was ihn abgehalten, früher zu folgen. Den vermeintlichen Bettler hatte er längere Zeit beobachtet. Der Mann unterhielt sich indem er die Verkaufsläden musterte und in langen Zügen aus seiner Zigarre rauchte. Plötzlich verschwand er in der Thür eines schmalen, drei Stock hohen Hauses. Neben der Thür befand sich ein Trödlerladen, den zu schließen eine alte Jüdin Vorbereitungen traf. Sie nahm die ausgehängten Kleider von den Haken und reichte sie einem jun=

gen Mädchen, das sie in den Laden trug, der mit alten Garderobestücken und Möbeln angefüllt war. Der Graf trat zurück und betrachtete das Haus, das sein Interesse erregen mußte.

„Vielleicht,“ dachte er, „findet er meine Frau darin vor.“

Die Fenster des ersten Stockes über dem Trödlerladen, die bis dahin dunkel gewesen, erhellten sich. Der Unbekannte noch den Hut auf dem Kopfe, erschien und ließ die weißen Rouleaux herab.

„Er ist derselbe!“ murmelte der Graf vor sich hin. „Also in diesem Hause wohnt er: die Entdeckung ist für mich von Wichtigkeit. O, wüßte ich, ob Antoinette bei ihm wäre!“

Die Vorhänge waren herabgelassen und das Licht brannte ruhig fort; durch Beobachtungen, das ließ sich wohl begreifen, war nichts mehr zu erforschen. Julius trat zu der Jüdin, die das letzte Kleidungsstück dem Mädchen reichte und sich dann wandte, um die Thür zu schließen.

„Guten Abend, liebe Frau!“ sagte er so unbefangen als es ihm möglich war.

„Was wünscht der Herr?“

„Wer ist der Besitzer dieses Hauses?“

Die Jüdin sah ihn erstaunt an.

„Ich bin die Besitzerin, mein Herr, eine Witwe, die sich und ihre Kinder mühsam ernährt.“

„Stehen Zimmer leer, die Sie vermiethen können?“

„Ein Dachstübchen, ja. Sie können es morgen beziehen.“

„Ich suche ein Quartier im ersten Stocke...“

„Thut mir leid, die besten Zimmer sind vermiethet, und zwar erst seit gestern.“

„Wer bewohnt sie?“

„Ein feiner Herr, ein guter Zahler, der den Zins auf drei Monate voraus entrichtet hat. O. ich habe sehr vortheilhaft vermiethet und dies that auch Noth...“

Julius hemmte den Redefluß der Alten durch die Frage: „Wer ist denn Ihr Miethsmann?“

„Ja, was er treibt, weiß ich nicht, er muß wohl ein reicher Rentier sein, denn er lebt auf sehr anständigem Fuße, bezahlt alle Bedürfnisse bar und verursacht mir wenig Umstände.“

„Wie heißt denn der Herr?“

„Wie heißt er doch?“ fragte die Alte das Mädchen, das neugierig zuhörte.

„Herr Korvin, Mutter.“

„Wohnt er allein in dem Zimmer?“ fuhr der Graf fort.

„Ganz allein.“

„Empfängt er Besuche?“

„Nein. Ich sitze doch den ganzen Tag an der Ladenthür; aber ich habe noch nie gesehen...“

Blitz und Donner unterbrachen das Gespräch; ein heftiger Windstoß schlug die Thür zu. Die Jüdin befand sich in dem Laden, der Graf stand draußen.

„Mein Gott,“ dachte er, „wohin treiben mich die Verhältnisse! Antoinette handelt mehr als unrecht, indem sie diese geheimnißvollen Gänge unternimmt.“

Er sah noch einmal nach den Fenstern. Es war keine Veränderung vorgegangen, das Licht brannte ruhig fort und die weißen Vorhänge regten sich nicht.

„Korvin! Korvin!“ dachte er. „Der Bettler und jener Zimmerbewohner sind eine Person.“

Er fragte einen Vorübergehenden nach dem Namen der Straße und erfuhr, daß sie die Annenstraße heiße. Bei dem Scheine der Gaslaterne erkannte er die Nummer des Hauses... 30. Der beginnende Regen veranlaßte ihn zur Rückkehr. Er hatte sich

weit entfernt von dem Droschkenplatze. Athemlos und durchnäßt kam er dort an. Er sah den Wagen nach seinem Palais fahren und wollte ihn erreichen.

„Herr Graf!“ rief eine Stimme.

„Wer ruft?“

„Sehen Sie mich an, Sie müssen mich erkennen!“

„Lassen Sie mich!“

„Haben Sie Ihren Sekundanten vergessen?“

Der Fremde zog seinen Hut. Der Schein der Gaslaterne zeigte dem Grafen das bekannte Gesicht des Mannes, der ihm in Paris wichtige Dienste geleistet hatte.

„Sie sind hier, mein Herr?“

„Zu Ihrem Schutze.“

„Begleiten Sie mich in mein Hotel, das hundert Schritte von hier entfernt...“

„Nein ich habe Ihnen nur einige Worte zu sagen. Ein deutscher Edelmann, Herr von Hoym, will Sie um die Summe betrügen, die Sie ihm auf sein Gut geliehen. Er bedient sich dazu der schändlichsten Mittel, die nur ein Bube ersinnen kann. Ihre verblendete Schwester, die für Stammbaum und edelmännische Ehre schwärmt, hat Hoym bereits gewonnen.“

„Wie können Sie wissen, was in meinem Hause vorgeht?“

„Ich weiß Alles, Herr Graf. Zunächst wird Ihnen Hoym sagen: „Mein Herr, ich kenne ein Geheimniß Ihrer Gattin, das Sie und Antoinetten kompromitiren muß, wenn es bekannt wird. Streichen Sie meine Schuld und ich schweige... Herr Graf, bleiben Sie fest, Hoym ist ein Betrüger, der auf Ihre reine Gattin keinen Makel werfen kann. Hören Sie ebensowenig auf Ihre schwachsinnige Schwester, die von Hoym beeinflußt wird, das Komplot, das man gegen Sie schmiedet, kann nur an Ihrer Festigkeit scheitern.“

„Mein Herr, Sie sind der Schützer Antoinetten's. Klären Sie mich auf... warum verläßt meine Frau heimlich das Haus? Mit wem verkehrt sie? Wer sind die Leute, die sie unter ihren Schutz nehmen?“

„Feinde des Herzogs von St.; Hoym hat den bankerotten Herzog in Baden-Baden kennen gelernt. Warten Sie noch zwei Tage und er wird zu Ihnen kommen, um ihre Gemahlin zu verdächtigen nach demselben System, das Herr von Hoym befolgt.

Lieben Sie Ihre Gemahlin, denn sie ist in jeder Beziehung eine Perle von unschätzbarem Werthe."

Der Fremde war verschwunden. Julius ging trotz des Platzregens langsam nach seinem Palais. Der Portier, der die Thür schließen wollte, sah seinen durchnäßten Herrn erstaunt an. Der Graf wechselte rasch die Kleider, dann ging er zu Antoinetten, die bereits Nachttoilette gemacht hatte. Sie warf sich an seine Brust und küßte ihn.

„Bist Du ausgewesen?" fragte er mit zitternder Stimme.

„Ja!" antwortete sie unbefangen.

„Und wiederum allein . . . das ist nicht recht! Meine Ruhe muß Dir wenig am Herzen liegen."

„O, sie geht mir, wie Dein Glück, über Alles!"

„Wo bist Du gewesen?"

„Bei meiner Stickerin. Ich hatte dem armen Mädchen einen Besuch versprochen. In Deiner Abwesenheit habe ich mein Versprechen erfüllt... Du mußt wissen, daß ich mit der Zeit Deiner Anwesenheit geize... auch fürchte ich, wenn ich allein bin, den Besuch Deiner Schwester. Klara haßt mich nun

einmal und ich kann nichts thun, um mir ihr Freundschaft zu erwerben."

Nun erzählte sie die Verhältnisse der armen Stickerin; sie schilderte die Liebe derselben zu dem erblindeten Stahlstecher so rührend, daß auch Julius Interesse an dem jungen Mädchen fand und Antoinetten's Entschluß, dem blinden Bräutigam die Braut zu geben, billigte. „Begleite mich einmal, Julius!" rief sie aus. „Sieh', mir macht es große Freude, arme Menschen zu beglücken..."

„Gut," sagte Julius, „ich pflichte Dir bei; aber sorge auch dafür, daß mein Glück nicht gestört werde."

Sie sah ihn erstaunt an.

„Was kann ich thun? Oder vielmehr was muß ich thun?" fragte sie mit leiser Stimme.

Das Engelsgesicht der jungen Frau hatte einen schmerzlichen Ausdruck angenommen. Julius, von der Gewalt dieses Ausdruckes ergriffen, konnte nur die Mahnung aussprechen: „Schone Deine Gesundheit und erhalte mir Deine Liebe!"

„Julius!" sagte sie bewegt, „dieselbe Bitte muß ich an Dich richten. Mir ist als ob Deine Worte Mißtrauen in sich schlössen, und doch bin ich mir

keines Fehlers bewußt, der Dir Anlaß dazu geben könnte. Wir haben Feinde, an deren Spitze Deine Schwester steht... waltet irgend ein Verhältniß ob, das Deine Billigung nicht hat, so lege es mir nicht zur Last..."

„Antoinette, hast Du eine Ahnung? Zerreiße den Schleier, der geheimnißvoll über Deiner Vergangenheit ruht. Die Ungewißheit tödtet mich! Ich lebe wie auf der Folter! Gewißheit und wäre sie die traurigste wird mir willkommen sein. Sieh', ich liebe Dich unaussprechlich, unsern Bund hat ja die reinste Neigung geschlossen... wärst Du arm, ganz arm gewesen, ich könnte nicht inniger Dir zugethan sein als ich es bin. Kennst Du die Quelle Deines großen Vermögens, so nenne sie mir... ich gebe es gern hin, nur um Ruhe zu gewinnen. Deiner selbst wegen liebe ich Dich, nicht weil Du reich bist. Ich kenne Dich ganz, weiß Deine Eigenschaften zu schätzen... Du verlierst in meinen Augen nicht um ein Haar, wenn Du mir sagst: unser Reichthum ist nicht ganz rechtmäßig erworben. Ich wiederhole es: wärst Du die Tochter eines Bettlers, meine Liebe zu Dir bliebe dieselbe. Ich kann den Reichthum hingeben, nicht aber

Dich, meine Gattin, die all mein Glück in sich schließt."

„Julius!"

„Sage mir, was Du weißt!"

Antoinette konnte es nicht über sich gewinnen, länger zu schweigen. Sie erzählte, daß sie schon auf dem Schlosse Vilaine gehört habe, sie sei ein untergeschobenes Kind, und zwar erst nach dem Tode der Mutter.

„Wer hat es Dir gesagt?" fragte der Graf ruhig.

„Der Herzog."

„Immer der Herzog!"

„Ich habe dieser Angabe keinen Glauben geschenkt."

„Und auch ich werde sie so lange ignoriren, bis man Beweise bringt. Sollte es wirklich der Fall sein, so bist Du unschuldig. Wären nur diese Menschen nicht, die mich wie Dämonen umschwärmen! Kennst Du den Bettler, Antoinette, der Dich, als er uns während der Spazierfahrt anhielt, so erschreckte?"

„Nein!" versicherte sie treuherzig.

„Warum aber sankst Du betroffen in den Wagen zurück?"

„Weil der Mensch Aehnlichkeit mit dem blödsinnigen Baptist hatte.“

Der Graf erinnerte sich des Alten, der unter der Aufsicht des Jägers Florestan stand.

„Du hast recht!“ rief er. „Hast Du Grund, den Mann zu fürchten?“

„Ich fürchte ihn, wie jedes Kind jener Gegend ihn fürchtet.“

Er sah, daß die zarte Frau vor Erregung zitterte.

„Brechen wir ab,“ sagte Julius.

„Liebst Du mich noch?“ fragte sie unter Thränen.

Der Gemal drückte sie sanft an sich.

„Du bist ja dieselbe geblieben und wirst sie immer bleiben, wenn auch der Neid die Hand nach Dir ausstreckt. Den vernichte ich, der Dich beleidigt.“

So schloß dieses Gespräch.

Antoinette ward wieder ruhig als sie sah, daß Julius von der Nachricht nicht berührt wurde.

Zwei Tage verflossen.

Am Morgen des dritten meldete der Diener den Herzog und die Herzogin von St. an.

Der Empfang war höflich, aber nicht so warm, als er nach den Vorgängen in Paris hätte sein

sollen. Antoinette und die Herzogin hatten sich viel zu erzählen, sie zogen sich in das Boudoir der Herrin vom Hause zurück. Die beiden Männer blieben allein in dem Salon.

„Wir leben in Baden=Baden," sagte der Herzog; „der deutsche Kurort ist ein Modebedürfniß für Paris geworden... die französische Aristokratie zeigt sich dort in ihrem höchsten Glanze. Warum fehlen Sie, Graf, der Sie doch zu uns gehören?"

„Ich würde nach Baden gereist sein, wenn Sie nicht gekommen wären."

Vortrefflich, nun sind wir für einige Zeit beisammen. Ich habe in meinem Hotel die Zimmer für acht Tage gemiethet."

„Mein Haus ist groß genug. . . Sie hätten bei mir Wohnung nehmen können."

Der Herzog lächelte vornehm.

„Wir können doch zwanglos mit einander verkehren, das Hotel de France liegt nicht weit von hier. Wie leben Sie in der Ehe, lieber Graf?"

„Gut, recht gut!"

Demnach haben Sie in Antoinetten das gefunden, was Sie gehofft?"

„Alles! Alles! Meine Gattin ist ein Engel und hätte sie nicht einen Thaler im Vermögen. Ich danke Ihnen mein höchstes Glück, gnädiger Herr."

„So bin ich zufrieden. O, ich weiß, daß mein Schützling vortreffliche Eigenschaften besitzt."

„Sie wissen wohl noch mehr von Antoinetten?"

„Was wollen Sie sagen, Graf?"

„Sie haben früher die Ansicht ausgesprochen, Antoinette sei nicht das legitime Kind der Vikomtesse von Menoir ..."

„Ah, ah, hat die junge Frau geplaudert?" rief lachend der Herzog. „Man sieht, die wahre Liebe birgt keine Geheimnisse... Allerdings, man sagt so! Damals, als ich Antoinetten diese Andeutung machte, glaubte ich nicht daran... ich unterstützte sie in ihrer Liebe und sah die Heirath gern. Lieber Graf, heute, ich gestehe es, bin ich in derselben Angelegenheit hier. Ich halte es selbst für meine Pflicht, Sie aufmerksam zu machen, damit Sie sich vorbereiten können ... Antoinette hat schon geplaudert, das ist mir lieb, denn ich bin der schwierigen Einleitung überhoben, was Ihnen zu sagen ich mich verpflichtet erachte. Die Andeutung, von der wir sprechen, ist

ist nicht ohne Grund. Es gibt einen Mann in Frankreich, der heraus gebracht hat, daß die wahre Antoinette in dem deutschen Dorfe Raberg als zartes Kind gestorben ist. Die Mutter, die eines angehenden Brustleidens wegen den dortigen Arzt Siegert, einen in seiner Kunst bewährten Mann, konsultirte, war in Verzweiflung. Der Vikomte, der in schrankenloser Liebe an dem Kinde hing, wäre der Verzweiflung anheimgefallen, wenn die Mutter ohne Tochter in die Heimat zurückgekehrt wäre. Aber noch ein zweiter Grund machte es nöthig, daß der Verstorbenen ein anderes Kind substituirt wurde. Blieb nämlich die Ehe des Vikomte kinderlos, so fiel beim Aussterben der Familie, nach einem Landesgesetze der Bretagne, die ganze Besitzung an mich zurück, da ich in gerader Linie von den Fürsten der Bretagne abstamme. Ich wäre nicht der alleinige Erbe... es gibt noch zwei Herzöge, Verwandte, die mit mir theilen. Um dies zu verhindern... denn der Vikomte lebte mit seinen Verwandten und Nachbarn stets in Feindschaft... kam die Vikomtesse mit einem reizenden Töchterchen zurück. Der Vikomte von Menoir hatte keine Ahnung von dem Tausche... bei dem Anblicke des blü=

henden Kindes jubelte er, denn die Hoffnungen der Herzöge, die er glühend haßte, waren nun vereitelt. Der brave Mann starb bald, er sah seine Tochter nicht emporwachsen."

Der Herzog fuhr fort:

„Baptist, der Blödsinnige, hatte als Diener die Vikomtesse begleitet. Er sprach zuerst davon, daß in Raberg ein Kind gestorben sei. Man sperrte den armen Menschen als gefährlich in ein entlegenes Zimmer des alten Schlosses Vilaine. Später, als er sein Gedächtniß verloren hatte, entließ man ihn. Die Vikomtesse mußte das Schweigen jenes Pierre von Ronquerelles, der sich angeblich erschossen haben soll, mit schwerem Gelde erkaufen. Sie kennen ja seine Drohungen... Kurz vor unserer Abreise starb Madame Elise, die langjährige treue Dienerin der Vikomtesse; sie hat das Geheimniß ihrem Bruder, dem Notar, verrathen, und dieser, ein über alle Maßen gewissenhafter Mann, brachte es mir. Sie können denken, welchen Eindruck die Gewißheit von dem auf mich machte, was ich seit Jahren für eine böswillige Verleumdung hielt. Elise hat die Erklärung schriftlich abgegeben."

Der Herzog schwieg, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten. Der Graf verrieth nicht das geringste Erstaunen.

„Worte," entgegnete er ruhig, „beweisen Nichts, gnädiger Herr. Die ganze Geschichte von der Substituirung des Kindes kann erfunden sein . . . Und angenommen, sie ist wahr . . . das Gericht verlangt dennoch authentische Beweise, wenn Sie, als berechtigter Erbe, Ihre Ansprüche geltend machen. Und diese zu beschaffen . . ."

„Würde mir, wenn ich die Absicht hätte, nicht schwer werden. Doch, lieber Graf, ich schätze Sie zu hoch, und liebe meine frühere Mündel zu innig, als daß ich feindlich gegen Sie auftreten und das Glück, das Ihnen die Ehe bereitet, zerstören sollte. Nein, ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen, der, wenn Sie billig denken, Ihren Beifall finden muß."

„Einen Vorschlag?"

„Ja!" antwortete gemessen der Herzog.

„Sprechen Sie ihn aus."

„Finden Sie mich durch eine Summe ab . . . dann bleibt die Angelegenheit Geheimniß und Sie haben ferner Anfechtungen nicht zu erleiden. Wir sprechen und

verhandeln als Freunde, die sich gegenseitig unterstützend die Hand reichen. Als meine Gattin Ihre Bekanntschaft mit Antoinetten vermittelte, schwebte mir dieser Plan schon vor und ich dachte daran ihn auszuführen, wenn es nöthig werden sollte. Weder Sie, noch Ihre Gemalin sind verantwortlich zu machen für den Schritt, den der Vikomte von Menoir aus Feindschaft gegen uns gethan. Die Vikomtesse, eine brave Dame, hat stets in Angst und Sorgen gelebt; sie hat mich zum Vormunde ernannt, um die freundschaftlichen Beziehungen aufrecht zu erhalten. Ich kann und will nicht feindlich gegen Sie auftreten, wie mein gutes Recht es mir gestattet; aber ich kann auch nicht völlig schweigen, da meine Finanzen, ich will es offen gestehen, völlig zerrüttet sind. Ihre Gemalin, bester Graf, habe ich stets als meine Tochter betrachtet; handeln auch Sie nun als Freund und, wenn Sie wollen, als Sohn. Die Welt möge das Schauspiel nicht erleben, daß wir uns im Prozesse feindlich gegenüber stehen. Pierre von Ronquerelles ist todt; die beiden andern Anspruchberechtigten werden den Stand der Dinge nie erfahren. Ich habe das Dorf Raberg besucht, das jetzt zu einem freundlichen Bade

umgestaltet ist; der Arzt in dessen Hause die Vikomtesse gewohnt hat, lebt nicht mehr, aber der Pfarrer existirt noch, der Vater Antoinettens.“

Der Graf zuckte leicht zusammen.

„Der Vater Antoinettens!“ wiederholte er murmelnd.

„Er ist ein würdiger Greis . . .“

„Hat er Ihnen Eröffnungen gemacht?“ fragte Julius.

„Seine Bestürzung kann ich für ein Zugeständniß nehmen; als ich ihm die wahrscheinlichen Folgen des Betrugs schilderte, zitterte der alte Mann . . . er nannte Elisen eine Lügnerin und wollte Antoinetten sehen und sprechen Auch ihm liegt daran, das Aufsehen zu vermeiden und darum wird er morgen in der Residenz eintreffen, wie ich es von ihm gefordert habe. Sie brauchen sich heute nicht gleich zu erklären, mein lieber Freund; warten wir die Ankunft des Pfarers ab, er wird ohne Zweifel Ihren Entschluß feststellen. Wir machen Beide ein gutes Geschäft; Sie büßen nur einen kleinen Theil ihres großen Vermögens ein und ich brauche nicht auf die Entscheidung des Gerichtshofes zu warten, die, man weiß es ja, in weiter Ferne liegt.“

„Gnädiger Herr,“ sagte Julius nach einer Pause, „die Ereignisse, die während meiner Anwesenheit auf Vilaine stattgefunden, lassen mich allerdings schließen, daß sich zwei Parteien heimlich bekämpfen, daß die eine schützen, die andere verderben will ... Meine Gemalin ist jedenfalls der Gegenstand von Forschungen und Beobachtungen ... aber ich kenne die Natur dieses geheimnißvollen Treibens nicht ... mein Leben und auch das Antoinetten's ist in Gefahr gewesen ... man hat die Besitzer der Güter Menoir's beseitigen wollen ... warum hat man diese Angriffe unternommen, wenn die Feinde wußten, daß auch ohne Blutvergießen das Ziel zu erreichen war?“

Ein feines Lächeln zeigte sich in dem Gesichte des Herzogs.

„Ihre Frage, bester Graf ist vollkommen logisch richtig; die Antwort darauf spricht für mich ...“

„Für Sie?“

„Meine Vettern, und diese mögen wohl die Urheber jener Angriffe sein ... ich mag es indeß nicht verbürgen ... kennen die Substituirung des Kindes nicht ... nur ich und der Notar Frison wissen um die eidlich erhärtete Aussage Elise's ... Frison wird

schweigen, wenn ich es will, und ich werde schweiger, wenn Sie es wollen. Gegen Auszahlung des Kapitals erhalten Sie das Bekenntniß Elisen's."

„Führen Sie mir den Pfarrer zu, gnädiger Herr; bis dahin bitte ich um Frist."

„Unsere Beziehungen bleiben die alten; wir arrangiren uns in Freundschaft und stellen für immer unsere Verhältnisse fest."

Julius wußte nun, weßhalb er den Herzog zu fürchten hatte. Je mehr Licht in die geheimnißvollen Angelegenheiten fiel, je ernster erschienen sie ihm. Mit der Ruhe eines Diplomaten wartete er den Verlauf der Dinge ab. Antoinetten konnte er nicht verurtheilen, da er wohl begriff, daß sie willenlos der Spielball in einer mächtigen Hand gewesen. Die Vorurtheile, die seine Schwester in Bezug auf adelige Ehre hegte, theilte er zwar nicht; aber ihm lag doch Alles daran, den Schein zu retten und Zweifel in die Echtheit des Stammbaums seiner Gattin nicht aufkommen zu lassen. Der Unbekannte, der die Ankunft des Herzogs vorhergesagt, hatte also recht gehabt. Nach dem, was er bis jetzt gethan, mußte der Mann es gut meinen mit Antoinetten. Die Absichten des Herzogs

hatte er wohl noch nicht gekannt, er würde sicher davon gesprochen haben. Der arme Graf befand sich in einer seltsamen Lage; er hätte gern als Mann offen und energisch gehandelt, aber die Hände waren ihm gefesselt. Wollte er die Fesseln gewaltsam zerreißen, so konnte er Fehlgriffe thun, die ihm Schaden brachten. Außerdem glaubte er den Worten des listigen Herzogs nicht recht trauen zu dürfen, da man ihn vor ihm gewarnt hatte. Daß die Güter Menoir's, im Falle legitime Erben fehlten, an die entfernt verwandten Herzöge die alle nicht in den besten Verhältnissen lebten, nach einem alten noch in Kraft bestehenden Gesetze übergingen, hatte er aus der Chronik von Vilaine ersehen, auch Frison der Notar, hatte dies schon angedeutet. Ließ sich beweisen, daß die Gräfin von Auerstein keine rechtmäßige Tochter der letzten Vikomtesse war, so stand der Graf arm und ein Gegenstand der Lächerlichkeit vor der Welt, die mehr geneigt zur Schadenfreude als zum Mitleid, da.

„Ich begehe kein Verbrechen,“ dachte Julius, „wenn ich den Schlag mit aller Kraft abzuwenden suche. Zu große Ehrlichkeit wäre in diesem Falle Thorheit. Die Herzöge benutzen einen Zufall ... soll

ich und die unschuldige Antoinette unter den Folgen dieses Zufalles leiden? Die Vikomtesse trägt die Schuld; ich übernehme die Verantwortung nicht. Ich habe einer Vikomtesse von Menoir die Hand gereicht und als solche halte und schütze ich sie. Antoinette ist meine Gattin, die Mutter meines Kindes! Sie soll nicht entgelten, was die Eltern verbrochen haben."

2.

Der alte Pfarrer.

Durch die Stadtpost erhielt der Graf einen Brief, in dem der Fremde ihn zu einer Unterredung einlud. Als Ort war die Fontaine auf dem Platze vor dem Palais, als Zeit die zehnte Abendstunde angegeben. Julius, der auf diese Einladung gerechnet hatte, fand sich pünktlich ein. Auch der Unbekannte ließ nicht auf sich warten. Kaum hatten die Glocken ausgeschlagen, als er an das große Steinbassin trat. Beide grüßten freundlich.

„Der Herzog ist angekommen, Herr Graf!“

„Wie Sie vorausgesagt, mein Herr.“

„Ich wußte, daß er von Baden-Baden abreisen würde; er wohnt im Hotel de France. Bitte, gehen

wir auf und ab; es wäre nicht gut, wenn man uns belauschte."

Die Männer gingen nach der Mitte des freien Platzes zu. Einzelne späte Spaziergänger bewegten sich in den Alleen, die den Platz einschlossen.

„Herr Graf, der Herzog beansprucht einen Theil Ihres Vermögens ..."

„Ja."

„Er droht mit der Entdeckung eines Geheimnisses."

„Auch das ist wahr."

„Madame Elise hat eine Erklärung abgegeben ..."

„So sagt der Herzog."

„Es ist wahr; die Sterbende ward von Gewissensbissen gepeinigt ..."

„Sie wissen Alles!" rief erstaunt der Graf.

„Die Aussage der Gouvernante ist nur dann von Werth, wenn der Todtenschein Antoinette's zur Stelle geschafft wird. Lassen Sie sich nicht einschüchtern ... Nur gegen Auslieferung des Todtenscheines finden Sie den Herzog ab."

„Es ist seltsam, daß überhaupt ein Todtenschein existirt."

„So muß es dem erscheinen, der den Zusam-

menhang der Dinge nicht kennt. Nach der Abreise der Vikomtesse aus Naberg hat man den Arzt gezwungen, den fraglichen Schein auszustellen."

„Wer hat ihn gezwungen?"

„Dies kann ich jetzt nicht sagen; der alte Pfarrer aus Naberg wird erwartet... von ihm werde ich es erfahren. Das Kind, das die Vikomtesse substituirt, soll seine Tochter sein. Nun hören Sie mich an, Herr Graf: Der Herzog, mein Feind, geht bis zum Aeußersten. Er hat lange auf eine Gelegenheit gewartet, Forderungen an Sie zu stellen... das Bekenntniß Elisen's kam ihm gelegen; er benutzt es, Sie einzuschüchtern. Frison, der grundehrliche, aber schwache Notar, hätte Ihnen berichten sollen, statt dem Herzoge. Der Fehlgriff ist nun einmal geschehen, er läßt sich nicht redressiren. Nun, Herr Graf, ertheile ich Ihnen einen Rath. Von der Aufrichtigkeit meiner Gesinnung spreche ich nicht mehr, Sie müssen davon überzeugt sein. Sie fordern also von dem Herzoge den Todtenschein..."

„Und wenn er ihn beibringt?"

„Auf diesen Fall, der wahrscheinlich eintreten wird, möchte ich Sie vorbereiten. Präsentirt der

Herzog das Papier, so sagen Sie ihm: mein Herr, der Arzt bescheinigt, daß Antoinette an einer Kinderkrankheit verblichen ist; diese Bescheinigung ist falsch, denn eine Mörderhand hat das Kind erwürgt!"

Julius blieb bestürzt stehen.

„Das soll ich dem Herzoge sagen?"

„Mit der Gewißheit, als ob Sie Zeuge der Freventhat gewesen wären. Beobachten Sie den Herzog, bleibt er fest was wahrscheinlich ist, so sagen Sie ihm dreist ins Gesicht: „ich kenne den Mörder und werde ihn dem Staatsanwalte denunziren, wenn der Todtenschein nicht auf der Stelle zerrissen und verbrannt wird."

Der Graf rieb sich die heiße Stirn.

„Was ist denn das?" murmelte er. „Auch ein Mord findet sich in der Reihe der Intriguen, die mir das Leben verbittern."

„Ja, das arme Kind ist gräßlich ermordet... und, Herr Graf, ich nenne Ihnen den Mörder, wenn Sie ihn nicht schon vermuthen. Dies sei für heute genug. Sehen Sie ruhig der Entwicklung der Dinge entgegen, der Herzog wird seine Forderungen zurückziehen. Ich habe den Mann aus Gründen

schonen wollen; aber da er sich nicht entblödet, jetzt die Früchte eines Verbrechens zu ernten, muß ich ihm energisch entgegentreten. Antoinette muß bleiben wer sie ist ..."

„Aber, mein Herr, im Namen Gottes, wer sind Sie?"

„Sprechen Sie diese Frage nicht wieder aus, ich kann sie nicht beantworten. Meine Mission ist erfüllt, sobald ich den Herzog unschädlich gemacht habe. Sie sind Diplomat gewesen, kennen die Menschen mit ihren Leidenschaften und Schwächen, verfahren Sie diplomatisch; handelt es sich auch nicht um ein Land oder um das Geschick eines Volkes, so handelt es sich doch um ein großes Vermögen und um das Ansehen, das Ihre Gattin genießt. Sie würden nie die Ereignisse in Naberg erfahren haben, wenn der Herzog sebst mich nicht gedrängt hätte. Bis zum Abschlusse der Verhandlungen bleibe ich in Ihrer Nähe ... noch einmal: verfahren Sie vorsichtig, aber mit Energie; der Herzog ist ein Mensch, den man wie eine gefährliche Viper zertreten muß, wenn er nicht zu neuen Frevelthaten aufleben soll. Sie brauchen mich nicht zu rufen; ich bin da, wenn Sie meiner bedürfen. Behandeln Sie Antoinetten gut und

vorsichtig; sie ist ein Engel. Gute Nacht und auf Wiedersehen, Herr Graf!"

Julius fühlte, daß seine Hand kräftig gedrückt ward. Er wollte den Fremden festhalten; dieser aber riß sich erregt los und verschwand zwischen den Bäumen.

„Welch' ein heilloser Plan wird systematisch ausgeführt!" dachte der arme Graf, der sich immer noch sträubte, an die Wahrheit der Dinge zu glauben. „Ich vertheidige mich und werde dem Herzoge gebührend antworten. O, er ist mir stets gefährlich vorgekommen."

Zehn Minuten später befand er sich bei der Gattin, mit der er den Thee genoß. Ach, wie schön war die junge Frau, wie innig schmiegte sie sich dem Gatten an, den sie leidenschaftlich liebte.

„Julius," flüsterte sie, „kannst Du mich je aufgeben? Ist es möglich, daß ich in Deinen Augen verlieren kann, weil man sagt, die Vikomtesse von Menoir sei nicht meine Mutter? O, sage es mir, daß ich Ruhe gewinne und mich der süßen Hofnung hingeben könne, die der gute Gott mir und Dir verliehen."

„Quäle Dich nicht mit Sorgen, mein liebes Weib! Wollte ich den Vorurtheilen Raum geben, die meine Schwester hegt, so würde ich darthun, daß ich Dir nicht aus Liebe die Hand gereicht hätte. Aeußere Verhältnisse können Dich nicht verändern; wir bleiben fest für das Leben vereint."

„Julius, der Herzog macht einen unheimlichen Eindruck auf mich!"

„Beachte ihn nicht."

„Und die Herzogin beklagt sich, daß sie in trauriger Ehe lebt, die arme Frau hat geweint."

„Traue der Herzogin nicht," sagte Julius. „Wir werden auf delikate Weise das traurige Ehepaar abschütteln und ferner nur uns leben. Ich bin Dein natürlicher Beschützer; verlasse Dich auf mich. Nun aber bitte ich Dich noch, mein liebes Kind, theile mir Alles mit, was in der verhängnißvollen Angelegenheit auch geschehen möge . . . Du sollst nicht allein leiden und kämpfen, meine Kraft ist stärker als die Deinige . . . denke daran, daß es Deine Pflicht ist, Dich mir zu erhalten."

Antoinette, tief ergriffen von der Innigkeit und Hingebung ihres Gemals, erhob sich, öffnete den

Schreibtisch, nahm ein vergilbtes Papier aus dem geheimen Fache und überreichte es zitternd dem Grafen, der es hastig öffnete und las.

„Mein Gott!“ rief er aus. „Der Todtenschein . . .“

„Julius,“ fragte sie schluchzend, „wird dieses Papier je mein Unglück bestätigen? Ich bin schuldlos, ich selbst habe hier erst erfahren . . .“

„Ich glaube Dir Alles, Alles! Wie ist dieses Dokument, das den Stempel der Echtheit trägt, in Deine Hand gekommen?“

Die junge Frau setzte sich auf seine Kniee, legte ihren weißen Arm um seinen Hals und erzählte.

„Von Sophie Witt also?“

„Von ihr, der armen Stickerin.“

„Und Herr von Hoym forscht danach?“

„Er bietet Tausende von Thalern.“

„O, wer gibt mir Licht über diese widerstrebenden Parteien! Wie kommt der deutsche Edelmann dazu, dem französischen Herzoge entgegenzuwirken? Oder sollte er in seinem Auftrage handeln?“

Antoinette überreichte nun auch den Brief der verstorbenen Frau Wedekind.

„Das ist eine geringe Aufklärung!" sagte der Graf. „Die Beziehungen zwischen Hoym und dem Herzoge muß ich kennen lernen."

Das gefürchtete Dokument befand sich also in seinem Besitze. Es gewährte ihm doch Beruhigung, da die Angriffe des Herzogs vor der Hand unwirksam bleiben mußten. Gab es auch noch viel zu erforschen und aufzuklären, so brach Julius doch die Unterhaltung ab, da Antoinetten's Zustand Ruhe erheischte. Die Gatten trennten sich. Am folgenden Morgen, der Graf hatte kaum Toilette gemacht, ward der Herzog angemeldet. Julius empfing ihn höflich, aber kalt. Der Franzose schien dies nicht zu bemerken; er fragte theilnehmend nach dem Befinden der Gräfin, bedauerte den unangenehmen Konflikt und sprach seine Bereitwilligkeit aus, Alles zur gütlichen Beilegung desselben aufzubieten.

„Sie bleiben doch ein reicher Mann!" rief er aus

„Die Verringerung des Vermögens gilt mir Nichts," entgegnete Julius, „auch lege ich auf den Geburtsadel wenig Gewicht, da Antoinette alle Vorzüge in sich vereinigt, die einer geborenen Prinzessin zur Zierde gereichen, aber, gnädiger Herr, ich habe noch andere Dinge zu erwägen..."

„Was für Dinge, lieber Freund?“

„Daß die Unterschiebung des Kindes nicht das einzige Verbrechen ist.“

„Wie?“ fragte erstaunt der Herzog.

„Das Kind der leidenden Vikomtesse ist nicht eines natürlichen Todes gestorben.“

„Es existirt ein Todtenschein...“

„Wo? Wo?“

„Der Pfarrer wird Auskunft geben.“

„Trotzdem behaupte ich, daß die zarte Antoinette erwürgt ist.“

„Entsetzlich!“ rief der Herzog. „Von dieser Version ist mir nichts bekannt geworden...“

„Aber mir,“ sagte mit fester Stimme der Graf.

„So hat man Sie betrogen, lieber Freund!“

„Meine Nachricht ist aus guter Quelle geflossen; ich gehe weiter und behaupte, daß ich den Mörder kenne...“

„Aber Graf...“

„Daß ich ihn dem Staatsanwalte denunziren kann!“

Der Herzog zuckte kaum merklich mit den Lippen

„Das wäre eine wichtige Entdeckung!“ murmelte

er halblaut. „Indeß, ich rathe zur Vorsicht, zumal da Ihre Lage dadurch um Nichts geändert wird. Die Substituirung des Kindes ist erfolgt…"

„Meine Lage bleibt allerdings dieselbe, aber der Mörder wird eine andere Stellung mir gegenüber einnehmen."

Der Franzose fuhr zurück.

„Was ist das?" rief er zischend.

„Ich spreche keinen Verdacht, ich spreche eine Behauptung aus, gnädiger Herr! Nur ein Mann, dem das Leben des Kindes lästig war, konnte die Hand danach ausstrecken."

„Und Sie kennen den Mann?"

Julius sah den Herzog mit scharfen Blicken an.

„Ich kenne ihn," wiederholte er fest. „Hätte ich früher um das Verbrechen gewußt, ich würde den Freundschaftsdienst zurückgewiesen haben, den er mir, wie ich jetzt erkenne, in eigennütziger Absicht geleistet hat. List gegen List, gnädiger Herr, Drohung gegen Drohung: ich denunzire rücksichtslos den Mörder, wenn man es wagt, die Gräfin von Auerstein anzutasten. Der Schleier, der über Antoinetten's Kindheit ruht, soll nicht zerrissen werden. Die verstor-

bene Vikomtesse hat ihn ausgebreitet . . . Warum, gnädiger Herr, haben Sie mit ihr nicht gerechtet? Warum, frage ich, haben Sie nicht früher Ihre Forderung geltend gemacht? Vielleicht deßhalb, weil Elise noch lebte?"

Der Herzog war bleich geworden.

„Wir befinden uns in Deutschland!" murmelte er bebend. „Wären wir in Frankreich, ich würde auf Ihre nicht mißzuverstehenden Worte die gebührende Entgegnung folgen lassen. Aber, Herr Graf, Ihre Güter liegen noch in Frankreich . . . . Ein Wort von mir genügt, um Ihnen die Revenuen abzuschneiden! Ich spreche es indeß nicht aus, da ich annehme, daß ein Kompromiß noch möglich ist. Armer Mann, die Angst erweckt seltsame Ideen in Ihnen. Statt sich mir anzuschließen, der ich gezeigt habe und noch zeige, daß ich Ihr Freund bin, treten Sie mit einer sinnlosen Beschuldigung auf . . . Ich kann Sie retten, ich allein! Erwarten wir die Ankunft des Pfarrers . . . bis dahin mögen unsere Unterhandlungen ruhen. Haben Sie den Alten gesprochen, so lassen Sie mich rufen . . . Und Sie werden mich rufen lassen, ich weiß es!"

Der Herzog nahm Hut und Stock und verließ das Zimmer.

„Wir werden ja sehen,“ dachte der Graf; „soviel begreife ich jetzt schon, daß meine Drohung nicht ganz ohne Wirkung geblieben ist. Der Herzog ist ein gefährlicher Weltmann, er weiß sich in den schwierigsten Lagen des Lebens zu beherrschen. Wer ihn in Paris beobachtet, wird nicht glauben, daß er den Mord eines Kindes auf seiner Seele hat.

Die Thür ward leise geöffnet.

Antoinetten's Köpfchen zeigte sich.

„Bist Du allein, Julius?“

„Der Herzog hat sich entfernt.“

„Ich habe ihn gesehen.“

„Was bringst Du mir?

„Sophie Witt, die arme Näherin. Es ist doch nöthig, daß Du sie kennen lernst.“

Die Gräfin wandte sich zur Thür zurück und ließ Sophien, die eine einfache, aber reizende Toilette gemacht hatte, eintreten. Die Spuren der Krankheit waren längst verschwunden; auf den Wangen des jungen Mädchens zeigte sich die Röthe der Gesundheit und aus ihren schönen Augen leuchtete die

Sorglosigkeit. Sophie verneigte sich tief; sie stand zum ersten Male dem Grafen gegenüber, der, da er ein armes bleiches Geschöpf zu sehen erwartet hatte, sie erstaunt betrachtete. Das regelmäßige, ausdrucksvolle Gesicht der Näherin und ihr wirklich reizender Wuchs imponirten dem Grafen, zumal da er den großen Dienst kannte, den das Mädchen ihm geleistet hatte. Auf die an sie gerichteten Fragen antwortete Sophie bescheiden und mit jener Sicherheit, die ein gutes Gewissen mit sich führt. Sie erzählte noch einmal kurz die im Hospitale stattgehabten Ereignisse und wünschte sich Glück, daß es ihr vergönnt gewesen, der großmüthigen Frau Gräfin einen Dienst zu leisten.

„Sie stehen allein in der Welt?" fragte der Graf.

„Ja gnädiger Herr. Ich habe mir geschworen, für meinen erblindeten Bräutigam zu sorgen, der arbeitsunfähig geworden . . ."

„Leben Ihre Eltern nicht mehr?"

„Meine Mutter ist schon seit langer Zeit todt," antwortete Sophie tief ergriffen.

„Und der Vater?"

Diese Frage setzte die Näherin in Verlegenheit; sie senkte die Blicke und drückte das weiße Tuch in der Hand.

„Mein guter Vater lebt zwar noch,“ flüsterte sie, „aber ich habe Nichts mehr von ihm zu hoffen, da die kleine Pension, die er bezieht, kaum ausreicht... ich muß für mich sorgen . . . meine Fertigkeit im Nähen und Sticken . . . angestrengtes Arbeiten und Kummer hatten mich krank gemacht.“

„Jene Frau Wedekind haben Sie zuvor nie gesehen?“

„Nie, Sie war eine schöne Frau und hatte, wie ich schließen muß, eine gute Bildung genossen. Die Angst, daß die Papiere in den Besitz des Hospitals übergingen, bestimmte sie, mich, die Nachbarin, zur Erbin einzusetzen. Ohne Zweifel hat sie voraus, gesetzt, daß ich einen guten Gebrauch davon machen würde.“

„Und das haben Sie wirklich,“ versicherte der Graf, indem er ihr freundlich die Hand reichte. „Wir haben, ohne unser Verschulden, Feinde, die Gelderpressungen versuchen . . .“

„Ach, das habe ich mir gedacht!“

„Wenn Sie nun noch über das Geschehene ein tiefes Schweigen bewahren . . .“

„Kein Mensch wird von mir ein Wort hören; ich habe es der gnädigen Frau geschworen und ich halte den Eid.“

„Wir dagegen werden Ihre Zukunft sicher stellen und Sie in den Stand setzen, den armen Bräutigam zu beglücken. Berathen Sie mit meiner Gemalin die zur Erreichung dieses Zweckes geeignetsten Mittel.“

Sophie weinte vor freudiger Rührung.

In diesem Augenblicke trat ein Lakai ein.

„Gnädiger Herr . . .“

„Was gibt es?“

Der Diener überreichte ein Blatt Papier, das der Graf las.

„Empfangen Sie den Pfarrer aus Raberg, ehe der Herzog erfährt, daß der Alte angekommen. Ich sende ihn zu Ihnen, daß Sie sich mit ihm verständigen. Ihr unbekannter Freund.“

„Wo ist der Pfarrer?“

Der Diener öffnete die Thür.

Ein alter Mann mit silberweißen Haaren trat

ein. Seine schwarze Kleidung, obgleich abgetragen und nach altem Schnitte, war sauber gehalten. Das weiße Halstuch verrieth den geistlichen Stand. Kummer und Elend prägten sich in den ehrwürdigen Zügen des Greises aus, der, Hut und Stock in der Hand, sich gemessen verneigte.

„Habe ich die Ehre, den Herrn Grafen von Auerstein zu sprechen?“

„Der Graf von Auerstein steht vor Ihnen.“

„Ich bin der Pfarrer Witt aus Raberg . . .“

Sophie, die den Alten zitternd beobachtet hatte, stieß einen durchdringenden Schrei aus. Dann sank sie schluchzend zu den Füßen des Greises nieder, der verwundert auf die Knieende herabsah.

„Wer ist denn die junge Dame?“ fragte er den Grafen, der den Zusammenhang der Dinge schon errieth.

„Vater! Vater!“ rief die Näherin emporblickend und die gefalteten Hände ausstreckend.

„Sophie!“ kreischte der Alte auf.

Und wie entsetzt trat er zurück.

Die Tochter brach jammernd zusammen.

„Kannst Du mir denn nie verzeihen, Vater? Hast

Du kein Fünkchen Liebe mehr in Deiner Brust für die unglückliche Tochter?"

Der Greis bekämpfte seine Entrüstung.

„Hier, hier treffe ich Dich?" murmelte er zitternd. „Wir sind nicht allein ... Sophie!" rief er den Stock hebend.

„Um Gottes willen, Vater, mäßige Dich! Du gehst zu weit in Deiner Entrüstung und verdammst Deine einzige Tochter, ohne sie zu hören. Weise mich heute nicht wieder zurück, der liebe Gott hat Dich in die Stadt geführt ... heute mußt Du mich hören, Vater, denn ich kann mich entschuldigen..."

„Wir sind nicht allein!" wiederholte der Greis.

Jetzt erinnerte sich Sophie, die Alles vergessen, daß sie sich in dem gräflichen Hause befand. Wie vernichtet erhob sie sich und trat zurück. Die Röthe war von ihren Wangen gewichen, sie sah bleich aus. Thränen perlten in ihren langen seidigen Wimpern.

„Fassen Sie sich, Herr Pfarrer!" sagte bewegt der Graf. „Was auch der Grund Ihrer Entrüstung sei, ich hoffe, daß gegenseitige Erklärung ihn heben wird. Ihre Tochter steht zu uns in den besten Beziehungen ... wollen Sie sich mit ihr ver-

ständigen, so treten Sie in das angrenzende Gemach, das ich Ihnen gern einräume. Dort meine Gemalin willigt ein . . ."

Der Greis zuckte zusammen.

„Ihre Gemalin, Herr Graf?" fragte er mit tonloser Stimme.

Dann sah er die junge Dame an. Thränen entrangen sich seinen trüben Augen.

„Gönnen Sie mir einige Augenblicke!" bat er. „O, ich kann schon dankbar sein für Ihre Güte!"

Er schwankte nach dem Zimmer, dessen Thür der Graf geöffnet hatte.

Sophie küßte der Gräfin die Hand und folgte ihm.

„Antoinette," rief der Graf, „der Mann bringt inhaltschwere Nachrichten, Aufklärungen, die über unsere Schicksale entscheiden."

Die junge Frau weinte.

„Ich habe kein Urtheil, kann keinen Entschluß mehr fassen. Mir ist als ob ich ein Traumleben führte oder als ob alle Vorgänge Bilder einer überreizten Phantasie wären."

„Und doch geht Alles natürlich zu. Es zeigen sich jetzt die folgerichtigen Wirkungen von Ursachen,

die zwar in guter Absicht geschaffen, ihrer Natur nach aber verwerflich sind."

„Wie wird das Ende sein?"

„Ich hoffe, daß wir als Sieger aus dem Kampfe hervorgehen werden. Es kommt Alles auf meine Unterredung mit dem Pfarrer an . . ."

„Julius, der Herzog hat uns dieses Unglück gebracht! Ah, jetzt erst wird mir manches Wort meiner guten Mutter klar . . . sie hat stets daran gezweifelt, daß ihre Familie ganz glücklich werden würde."

„Bewahren wir uns Liebe und Treue, und die Wogen, die heranbrausen, werden wie an einem Felsen zurückstäuben. Sind wir doch beide frei von Schuld und können Jedem offen ins Auge sehen."

„Gebe Gott, daß wir der Tücke böser Menschen nicht erliegen!"

Nach zehn Minuten trat Sophie aus dem Nebenzimmer; sie war so erregt, daß sie kaum die Worte flüstern konnte: „Mein Vater ist ein guter, aber strenger Mann; haben Sie Nachsicht mit ihm!"

Jetzt erschien auch der Greis; er trug den Kopf emporgerichtet und schien gefaßt zu sein; aber

seine Stimme zitterte noch, als er sagte: „Herr Graf, gestatten Sie mir nun, daß ich Ihnen die Veranlassung und den Zweck meiner Reise eröffne…“

Antoinette und Sophie entfernten sich. Der Greis sah den Beiden mit wehmüthigen Blicken nach. Dann fuhr er mit der Hand über die Augen leise vor sich hin murmelnd: „Ich bedarf der Ruhe und der Fassung.“

Die Männer saßen auf Lehnstühlen einander gegenüber.

„Herr Graf, Sie haben mich zu sich beschieden,“ begann der Alte.

Julius erwiderte Nichts, er errieth, daß der Unbekannte die Einladung hatte ergehen lassen.

„Es handle sich, stand in dem Briefe, um die Angelegenheit der Vikomtesse von Menoir, deren Tochter Ihre Gemalin sei.“

„Antoinette von Menoir ist jetzt Gräfin von Auerstein.“

Der Greis setzte seinen Hut zu Boden und legte die zitternden Hände auf den Knopf seines Rohrstocks.

„Da bin ich, gnädiger Herr! Ich nehme an, daß Sie Auskunft über die Vikomtesse, Ihre Schwiegermutter, von mir fordern . . . Mein Freund, der

Arzt, in dessen Hause die Leidende wohnte ist todt... Auch meine Gattin, die sich der Freundschaft der Vikomtesse erfreute, wandelt nicht mehr auf der Erde. . . es kann mithin Niemand mehr Aufschlüsse geben . . ."

„Als Sie, verehrter Herr!"

„Was wollen Sie wissen? Fragen Sie, fragen Sie nur; nicht der Lohn, den Ihr Brief verspricht, veranlaßt mich zu antworten . . . ach, ich habe andere Gründe, mich jener Zeit zu erinnern... Es war mir unmöglich, Nachrichten aus Frankreich zu erlangen, wohin die Vikomtesse, die in unserm Dorfe gewesen, mit ihrem Kinde ging. Ist denn Ihre Gemalin auch wirklich jene Antoinette, Herr Graf?"

„Herr Pastor, ich verarge Ihnen diese Frage nicht, die Sie aus Vorsorge an mich richten; die Dinge sind wahrlich darnach angethan, dem redlichen Manne Vorsicht zu empfehlen. Und ich halte Sie für einen redlichen Mann, da Sie im Dienste der Kirche ergraut sind. Aber auch Sie mögen mich für einen solchen halten, da ich Offizier gewesen und Edelmann bin. Hier ist die Bescheinigung über meine vollzogene Trauung . . . ich lege sie Ihnen

vor, daß wir auf dem kürzesten Wege zum Ziele gelangen."

Julius holte eine Mappe aus seinem Schreibtische, nahm einige Papiere heraus und reichte sie dem Greise, der sie hastig prüfte.

„Sie sehen," sagte dann der Graf, „daß wir in naher Beziehung zu einander stehen."

„Ja, ja, es unterliegt keinem Zweifel! Nun will ich mich ausweisen, obgleich ich nicht im Besitze von Papieren bin. Jene Antoinette, die ich meine, hat auf der linken Schulter ein kleines Muttermal . . . es gleicht einer Bohne . . ."

„Genug!" rief der Graf bewegt. „Herr Pastor, Sie müssen Antoinette lieben!"

„Die Liebe zu ihr treibt mich her."

„Sie muß Sie auch antreiben, meine Gemalin vor feindlichen Anfechtungen sicher zu stellen."

„Herr Graf, ist denn Gefahr im Verzuge? Wer wagt es, die unschuldige Frau anzutasten? Vereinigen wir uns."

„Das ist mein Wille."

„Wer ist Antoinetten's Feind?"

„Der Herzog von St."

Der Pfarrer sah verwundert auf.

„Ein Herzog?“ fragte er.

„Mir liegt daran zu erfahren, ob dieser Mann in Raberg gewesen ist.“

Julius erklärte kurz den Zusammenhang der Verhältnisse.

„Wir müssen das ganze Vermögen herauszahlen“, schloß er, „wenn wir dem Verrathe nicht vorbeugen.“

„Ich will Alles sagen, was ich weiß; Ihnen, Herr Graf, bin ich es schuldig. Und mir selbst wälze ich eine schwere Last vom Herzen. Ach, vielleicht werden die letzten Tage meines Lebens noch glücklich?“

Der Greis trocknete den Schweiß von der Stirne, dann begann er:

„Der Doktor Siegert, mein Nachbar und Freund, hatte eine Heilquelle entdeckt, die gegen Brustleiden vorzügliche Dienste that. Die medizinischen Zeitungen berichteten viel davon. Es kamen Aerzte aus weiter Ferne, um die Quelle zu untersuchen. Ein französischer Arzt, der zuvor in Raberg gewesen, schickte meinem Freunde eine vornehme Dame. Es war die Vikomtesse von Menoir, die ihr Kind mit-

brachte, weil sie sich von ihm nicht trennen konnte. Madame Elise hieß die Amme, die der zarten Antoinette die Nahrung reichte. Die Vikomtesse war recht leidend; ich habe sie oft mit Schmerz betrachtet, wenn sie durch den Garten des Doktors schlich, der von dem meinigen durch einen niedern Zaun getrennt war. Meine Gattin ward bald die Freundin der Kranken und so kam es, daß wir sie oft in dem Pfarrhause sahen. Unsere Gertrud, meine älteste und damals meine einzige Tochter, stand genau in dem Alter Antoinetten's, die acht bis neun Monate zählte. Die Heilquelle linderte wirklich das Leiden der Vikomtesse; gegen den Herbst war ihr Husten verschwunden, sie hatte sich sichtlich erholt. Da kam ein Brief, in dem der Gemal anzeigte, daß er um die Mitte des September seine Familie abholen würde. Ich selbst habe diesen Brief gelesen und muß bekennen, daß die zärtlichste Vater- und Gattenliebe ihn diktirt hatte. Der Vikomte schwärmte vorzüglich für seine Tochter, er beschwor die Mutter, das Kind wie ihren Augapfel zu wahren. Es war dies überflüssig, denn ich habe nie eine Mutter gesehen, die ängstlicher über ihr Kind wachte. Wahr-

lich wir gedachten mit tiefem Schmerze an die Abschiedsstunde, denn die Vikomtesse war uns Allen lieb und werth geworden. Auch ihr traten die Thränen in die Augen, wenn wir im traulichen Kreise davon sprachen. Zu Anfang des Monats September ward ich Nachts zu einem Kranken gerufen, der sich nach den Tröstungen der Religion sehnte. Ich kam den Obliegenheiten meines Amtes nach. Es war ein Uhr Morgens, als ich an dem Friedhofe den Küster entließ, der mich begleitet hatte. Nun schritt ich allein an der Hecke hin, die den Fußpfad von den Gräbern trennte. Ich mußte an dem Hause des Arztes vorüber... in dem Erdgeschosse desselben wohnte die Vikomtesse. Da sah ich, daß ein Mann langsam auf und abging. Ueberrascht blieb ich stehen. Eine Minute später stieg ein anderer Mann aus dem Fenster, wobei ihm der erste behilflich war. Beide verschwanden in dem Dunkel der Nacht. Gleich darauf hörte ich das Rollen eines Wagens, der sich rasch von dem Dorfe entfernte. Das Geheimnißvolle dessen, was ich gesehen, erfüllte mich mit Befürchtungen. Ich trat an das Fenster; der Flügel desselben war geschlossen; als ich drückte, wich er zu-

rück. Ein seltsames Geräusch, ein leises Röcheln schlug an mein Ohr. Ich konnte mich nicht täuschen, ein menschliches Wesen kämpfte mit dem Tode. Rasch zog ich die mir bekannte Glocke, die den Arzt weckte. Der Doktor sah aus dem Fenster des ersten Stocks."

„Komm rasch herab, Freund!" rief ich ihm leise zu.

Er hatte meine Stimme erkannt.

„Willst Du mich zu einem Kranken holen?" fragte er zurück.

„Beeile dich, Du brauchst Dich nicht anzukleiden."

„Was gibt es denn?"

„Um des Himmels willen zögere nicht länger."

Bald öffnete der Doktor die Thür.

Auf der Hausflur erzählte ich ihm rasch, was geschehen. Uns Beide beschlich die Ahnung von einem Verbrechen. Wir klopften den Diener der Vikomtesse heraus, einen Franzosen, der Baptist hieß. Der Mensch mußte im festen Schlafe liegen, denn er ließ uns lange warten. Endlich öffnete er. Schlaftrunken fragte er, was wir wollten. Der Arzt, der eine brennende Kerze trug, schob ihn zurück, öffnete leise

die Thür des Schlafgemaches und trat ein. Ich folgte ihm. Madame Elise lag fest schlafend in ihrem Bette, sie hörte unser Eintreten nicht. Ihr zur Seite stand die Wiege des Kindes. In dem angrenzenden Gemache, dessen Thür geschlossen, schlief die Vikomtesse. Die Wiege erregte die Aufmerksamkeit des Arztes; die weißen Kissen waren zerdrückt, eines derselben lag am Boden. Ich mußte die Kerze halten... der Doktor hob das Kind empor, es war todt. An dem zarten Halse zeigten sich die Spuren einer Erdrosselung. Die Schlinge war abgenommen, wir fanden sie nicht vor. Während mein Freund Wiederbelebungsversuche anstellte, weckte ich die Amme. Ich mußte lange rütteln, ehe die Französin erwachte. Gewaltsam riß sie die Augen auf und starrte mich an."

„Es ist Alles umsonst," sagte der Arzt, „das arme Kind ist todt."

„Wer ist todt?" lallte die Amme.

„Antoinette!"

„Das Weib sprang aus dem Bette, es taumelte wie eine Berauschte. Meine Vermuthung, daß man

ihr einen Schlaftrunk gegeben, bestätigte später der Arzt. Madame Elise geberdete sich wie eine Wahnsinnige, als sie endlich das Gräßliche erfaßt hatte; der Lärm scheuchte die Vikomtesse auf; sie stürzte, halb angekleidet in das Schlafzimmer. Es war unmöglich, ihr den schrecklichen Fall zu verheimlichen. Erlassen Sie mir, Herr Graf, die Beschreibung der nachfolgenden Szenen . . . Als der Morgen graute, saßen die beiden Frauen, bleich wie der Tod, an der Leiche des Kindes. Der Arzt, ein Witwer, bat mich, meine Frau zu holen. Es geschah. Der Schmerz der armen Vikomtesse grenzte an Verzweiflung. Kein Wort des Trostes und der Beruhigung fand bei ihr Gehör.

Der alte Pfarrer erzählte weiter: „Wir wollten nun dem Richter Anzeige machen . . . „Nein," rief die Mutter, „der Tod meines Kindes darf nicht bebekannt werden. Erfährt der Vikomte die Unthat, er wird rasend! Lassen Sie mich, daß ich meine Sinne sammle, verschweigen Sie Alles, Alles!" Die arme Dame, kaum genesen, von einem gefährlichen Uebel, sollte nun noch diesen herben Seelenschmerz ertragen. Wir nahmen Baptist ins Verhör; er versicherte, daß er in seiner Kammer, die nach dem Garten hinaus

lag, fest geschlafen und nichts gehört habe. Madame Elise ertheilte dieselbe Versicherung. Die Vikomtesse widersetzte sich beharrlich der Anzeige bei Gericht, sie ward erst ein wenig ruhiger, als wir versprachen, zu schweigen: „Dieser Tod ist der Untergang unserer Familie," rief sie verzweiflungsvoll; „ich bin verloren, kehre ich ohne Kind in die Heimat zurück!" Und jammernd lag sie am Boden, sich die schwarzen Haare zerraufend; sie wußte nicht, welchem Schmerze sie Raum geben sollte, dem der Mutter um die verlorene Tochter, oder dem der Gattin um den Gatten. Ach, wir konnten den Seelenzustand der Armen wohl begreifen, er flößte uns das innigste Mitleid ein. Die Folgen fielen nicht minder schwer ins Gewicht als das schändliche Verbrechen selbst. Mich trieb die Dienstpflicht fort, meine Frau blieb zurück. Gegen Mittag trat sie, gefolgt von der trauernden Vikomtesse, in mein Zimmer. Die arme Mutter bat mich, ich möge ihr mein Kind anvertrauen, meine Gertrud, das wie ihr eigenes erzogen und später zur Erbin des großen Vermögens, eingesetzt werden sollte, eines Vermögens, das verloren sei, wenn der Vikomte ohne Kinder sterbe. „Auch sei ja noch Hoffnung vorhanden," fügte sie hinzu, „daß der Himmel

sie ferner noch mit Kindern segne. Träte dieser Fall ein, so würde Gertrud mit einem Kapitale von fünfmalhunderttausend Franks in das väterliche Haus zurückkehren. Herr Graf," rief schmerzlich der alte Pfarrer, „ich weiß nicht, was mich erfaßte, der Dämon des Geldes oder das Mitleid mit der trostlosen Mutter . . . ich ging auf den Vorschlag ein, zumal da der Arzt zuredete, und entäußerte mich meines zarten Kindes, das ich nur erst kurze Zeit kennen und lieben gelernt hatte. Die Vikomtesse war außer sich; sie herzte und küßte Gertrud und schwor bei allen Heiligen, daß mein Kind die Stelle der eigenen Tochter nicht nur in der adeligen Familie, sondern auch in ihrem Herzen einnehmen solle. Die getroffenen Verabredungen wurden zu Papiere gebracht, und hier, Herr Graf, ist das schriftliche Versprechen der Vikomtesse, das ich bis zu diesem Augenblicke der Welt verborgen gehalten habe."

Der Greis überreichte das Papier, das das Siegel und die Unterschrift der Vikomtesse trug. Der Inhalt war genau der angegebene.

„Nun forderte ich," fuhr der Pfarrer fort, „eine zweite Sicherstellung, die ich mir als Vater schuldig

war. Der Arzt mußte mir einen Schein ausstellen, wonach Antoinette von Menoir in seinem Hause gestorben war Ich mußte auf alle Fälle Bedacht nehmen, denn ich wollte mein Kind sicher wiedersehen.“

„Wo ist dieser Schein?“ fragte der Graf.

„Er ist mir auf eine unerklärbare Weise abhanden gekommen.“

„Haben Sie keine Vermuthung über den wichtigen Schein?“

Der Alte schüttelte sein weißes Haupt.

„Vermuthungen wohl, aber schwache, sehr schwache. Ich komme darauf zurück. Die Vikomtesse reiste ab und mit ihr mein Kind, dessen Glück befördert und sichergestellt zu haben ich glaubte. Die kleine Antoinette ward still begraben und des Verbrechens weiter nicht gedacht. Dem Gelöbnisse ewigen Schweigens, das ich der Vikomtesse geleistet, bin ich treu geblieben. Der Schmerz, der sich meiner bemächtigt, ward dadurch gelindert, daß Gott mir ein zweites Töchterlein schenkte, die ich Sophie nannte. Wir erzogen das Kind mit aller Sorgfalt und fanden unsere Freude daran. Die Bauern waren der Meinung, der Himmel habe mir die Gertrud ersetzt . . . Antoinette war

nämlich als meine Tochter begraben worden. Ach, wären nur Nachrichten aus Frankreich angekommen; die Vikomtesse, die ich für eine gute Frau gehalten, mußte mich vergessen haben. Ich bereute, dem Mitleiden, das ich für die Verzweifelnde gehegt, gefolgt zu sein. Mein Nachbar, der Arzt, kümmerte sich um die Angelegenheit nicht mehr, er machte oft große Reisen und gab seine Praxis auf. Dies brachte mich auf den Gedanken, daß er mit der Vikomtesse im Verkehre stehe und mir die Briefe vorenthalte, die die Dame an mich sende. Ich fragte ihn mehrmals auf das Gewissen ... er wollte keine Kunde von der Französin haben, die er lachend für eine leichtsinnige Person erklärte. „Dinge dieser Art, sagte er, kommen oft vor; man nimmt es in vornehmen Familien nicht so genau, wenn es sich um große Erbschaften handelt. Deine Tochter wird eine große Dame, verlaß Dich darauf.“ Nun starb mir die Frau. Ach, das Elend suchte mich furchtbar heim. Der Doktor machte große Bauten und gründete ein Bad. Woher nahm er das Geld dazu? Ich hatte meinen Verdacht, durfte ihn aber nicht aussprechen. Wer wie ich einen Mord kannte und ihn verheimlichte, mußte wohl schwei-

gen. Hatte ich nicht meine Tochter begraben lassen, um die Hand zu einem Betruge zu bieten? War ich nicht ein Seelsorger, der über Ehre und Gewissen mit doppelter Sorgfalt wachen muß? Die Lage war schrecklich, ich konnte kaum noch Kraft finden zur Ausübung meines Amtes. Schüchtern angestellte Forschungen blieben ohne Erfolg. Mehr als einmal faßte ich den Entschluß, offen aufzutreten und meiner Pein ein Ende zu machen. Da trat ein gräßliches Ereigniß ein, das mich von Neuem zur Vorsicht mahnte. Man fand den Arzt erschossen im Walde. Das Pistol, das neben ihm lag, berechtigte zwar zu dem Glauben an Selbstmord; ich aber bleibe dabei, daß man den lästigen Gelderpresser, der in seinen Forderungen vielleicht zu weit gegangen, tückisch aus der Welt geschafft hat.

Auch dieses Verbrechen blieb in Dunkel gehüllt; mich aber mahnte es daran, das der Vikomtesse geleistete Gelöbniß zu halten. Es ist doch wahr: ein Fehltritt zieht den andern nach sich. Mein Kirchenpatron, der Herr von Hoym, besuchte mich oft. Ich konnte mir den Grund davon nicht erklären. Der Mann forschte fein nach meinen Familienverhältnissen

und zeigte sich bei verschiedenen Gelegenheiten als Freund. Dafür, daß ich seinen Sohn unterrichtete, zahlte er mir ein gutes Honorar. Ich übergehe Dinge, die mir das Herz zerreißen... Eines Tags stellte mir die Post einen Brief aus Paris zu. In diesem Briefe ward mir kurz und bündig gesagt, daß ich des Lebens nicht sicher wäre, wenn ich Schritte zur Entdeckung meiner Tochter thäte oder auch nur ein Wort über die Angelegenheit äußerte, die als Geheimniß zu bewahren ich mich verpflichtet hätte. Eine Unterschrift trug der Brief nicht. Des Doktors gräßlicher Tod schwebte mir vor; ich schwieg. Die Zeit linderte meine Seelenqual, ich gab die Tochter auf. Eine lange und schwere Krankheit befiel mich. Herr von Hoym sandte mir eine ehrbare Witwe als Pflegerin, eine Frau Wedekind, deren Mann Schullehrer gewesen. Meine Sophie befand sich in der Stadt. Ich muß gestehen, daß die Witwe, eine schöne Person, mich aufmerksam pflegte. Ich genas, war aber so hinfällig, daß ich meine Pensionirung als eine Wohlthat betrachtete.

Bei dem Verlassen des Pfarrhauses ordnete ich meine Papiere . . . der Todtenschein fehlte. Ich will

nicht behaupten, daß Frau Wedekind ihn genommen; aber wohin er gekommen, kann ich nicht sagen. Mein Lebensglück war gebrochen, einsam und traurig verbrachte ich meine Tage in dem Häuschen, das mir Herr von Hoym angewiesen hatte. Es war mir unmöglich, die Freundschaft des Mannes zu erklären, den die Welt als kalten Egoisten kannte. Leider mußte ich sie annehmen, denn ich war arm, sehr arm. Die Vikomtesse, der ich einen unbeschreiblich wichtigen Dienst geleistet, hat nicht eins ihrer Versprechen gehalten. Doch, dies war mir gleichgiltig, hätte ich nur das Schicksal meiner Tochter gekannt, hätte ich nur gewußt, ob meine Entsagung ihr Glück gebracht. Da erhielt ich eines Tages wiederum einen Brief; der Graf von Auerstein schrieb mir, daß ich auf der Stelle zu ihm nach der Residenz kommen solle, da er mir Aufklärungen über meine Tochter zu geben habe. Zugleich sollte ich die meine Familienangelegenheiten betreffenden Papiere mitbringen. Diese Aufforderung war von derselben Hand geschrieben, die den Drohbrief verfaßt hatte. Angst kannte ich nicht mehr, ich wollte und mußte Gewißheit haben . . . Da bin ich nun, Herr Graf!"

Der Greis schwieg, trocknete seine schweißbedeckte Stirne und wartete.

Nach einer Pause fragte der Graf:

„Den Mörder des Kindes haben Sie nicht erkannt?“

„Nein!“

„Sie haben auch keine Vermuthung?“

„Keine, gnädiger Herr.“

„Und außer mir haben Sie keinem Menschen die Geschichte erzählt . . .“

„Nicht ein Wort ist über meine Lippen gekommen. Ich kann es mit dem heiligsten Eide beschwören! Und daß ich Ihnen die lautere Wahrheit gesagt habe, mag der allwissende Gott mir bezeugen. Das Leben, Herr Graf, gilt mir nichts mehr, ich sehne mich herzlich nach der ewigen Ruhe; könnte ich zuvor noch mir die Ueberzeugung verschaffen, daß Gertrud durch meine Schuld nicht in Jammer und Elend gerathen, so will ich gern sterben. Ich bin wie ein abgehetztes Wild . . .“

„Herr Pfarrer, Offenheit gegen Offenheit: meine Gemalin ist eine geborene Vikomtesse von Menoir, die in der französischen Provinz Bretagne ihre Besitzungen hat.“

„Ganz recht, die Vikomtesse hat davon gesprochen.“

„Verhält sich wirklich Alles so, wie Sie erzählt, und ich zweifle nicht daran, so ist meine Gattin Ihre Tochter. Sie werden ein Zimmer in meinem Hause bewohnen, denn wir müssen beisammen bleiben, um den Angriffen eines Feindes zu wehren, der nichts Geringeres beabsichtigt, als das Vermögen Ihrer Tochter an sich zu reißen.“

Julius gab nun Auskunft über den Todtenschein. Der Greis äußerte sein Erstaunen und seine Freude.

„Das hat Gott gefügt,“ rief er. „Herr von Hoym wollte das Papier mißbrauchen; er hat die Witwe nicht in guter Absicht zu mir geschickt . . . Aber Herr Graf, begehen wir auch kein Unrecht?“

„Lieber Herr,“ schloß der Graf seine Auseinandersetzung der Verhältnisse, „meine Gattin hat nach Lage der Dinge mehr Ansprüche auf das Vermögen, als jene wüsten Herzöge, die ein Gesetz geltend machen wollen, das längst aufgehoben sein sollte. Das Verbrechen ist offenbar durch einen Herzog oder auf dessen Betrieb verübt.“

„Ganz recht!“

„Wenn wir die Folgen eines Verbrechens von uns

abwenden, so glaube ich kaum, daß wir unser Gewissen belasten. Unsere Aufgabe ist vor der Hand, daß wir den Mörder entdecken."

Der Pfarrer war so erschöpft, daß das Gespräch abgebrochen werden mußte. Der Graf selbst wies ihm ein bequemes Zimmer an und ordnete ihm einen Diener bei.

„Herr Pfarrer," sagte Julius, bevor er von ihm schied, „verschweigen Sie auch Ihrer zweiten Tochter vor der Hand das Geheimniß . . ."

„Das verspreche ich Ihnen. Es ist nicht gut, daß viel Personen darum wissen."

Der Graf ging in das Boudoir seiner Gattin. Sophie wollte so eben gehen.

„Wo ist mein Vater?" fragte sie.

Julius bezeichnete ihr das Zimmer.

„Ich werde Abschied von ihm nehmen!"

Sie grüßte und entfernte sich.

„Antoinette," rief der Graf, „ahnt Dir, wem Du den wichtigen Dienst verdankst, der uns ohne Zweifel den Sieg über den Herzog verleihen wird?"

Die junge Frau nickte schmerzlich lächelnd mit dem Haupte.

„Ist Sophie wirklich meine Schwester?“

„Wenn Du die leibliche Tochter der Vikomtesse nicht bist.“

„Julius, Deine Güte ist grenzenlos . . .“

„Nein, meine Liebe!“

„Gütiger Gott!“ flüsterte die junge Frau, die gefalteten Hände gen Himmel hebend. „Zerstöre mir dieses Glück nicht!“

Der Graf überhäufte sie mit den innigsten Zärtlichkeiten.

„Du bleibst was Du bist“, rief er, „meine angebetete Gattin! Sorge aber auch nun, daß ich mich Deinetwegen nicht zu beunruhigen brauche . . . ich fechte den Kampf aus, den man begonnen und der verbrecherische Herzog wird unterliegen.“

Sophie hatte schüchtern die Thür des Zimmers geöffnet, das man ihr angedeutet. Der Pfarrer saß in einem Lehnstuhle. Ein Käppchen von schwarzem Sammt bedeckte sein greises Haupt, das zurückgebeugt an der Lehne lag. Die gefalteten Hände ruhten auf der Brust; der würdige vielgeprüfte Mann schien zu beten.

„Vater?“ flüsterte Sofie

Er sah auf.

„Du! Du!“ rief er erschüttert.

„Kommst Du, mir ein reuiges Bekenntniß abzulegen?“

„Laß ab von dieser Forderung, lieber Vater!“

„Du hast Jammer und Schmach auf mein Haupt geladen! Du, mein einziges Kind, auf das ich stolz war! Verbergen mußte ich Dich vor den Blicken der Leute, daß sie an die Rechtschaffenheit meiner Tochter glaubten. O, wie hast Du mich um meine schönsten Hoffnungen betrogen, wie hast Du mein altes Herz mit Gram erfüllt!“

Sophie sank vor ihm auf die Kniee nieder.

„Wähnst Du, Vater, ich habe nicht gelitten? Kannst Du glauben, daß Dein Schreckenswort mich unberührt gelassen habe? Ach, ich habe gelitten wie eine Verbrecherin, und doch bin ich schuldlos an dem Elende, das mich betroffen. Ich habe einen tückischen, boshaften Mann geliebt, den ich für gut und ehrlich gehalten; er hat mir mit den heiligsten Eiden ewige Treue gelobt . . . und nun ist er mit einer andern verbunden. Vater, ich bin leichtgläubig

gewesen . . . Und jetzt, da mir Nichts mehr zu hoffen bleibt, da sich der Betrüger ohne Maske zeigt . . ."

„Nenne ihn mir, nenne ihn mir doch!"

„Vater, bin ich meines Eides ledig, wenn der, den ich ihm geleistet, den seinigen nicht hält?"

„Du kannst jetzt reden, zumal zu mir, Deinem Vater, der geneigt ist, Dir zu verzeihen."

Sie küßte krampfhaft schluchzend die Hand des Greises.

„O Dank, tausendmal Dank, lieber Vater! Nun kann ich noch einmal glücklich werden, denn nur Dein Segen fehlte zu meinem vollkommenen Glücke."

„Wer ist der, der Dich elend gemacht hat?"

Nach kurzem Schweigen flüsterte die Tochter:

„Franz von Hoym!"

„Meine Ahnung, o meine Ahnung bestätigt sich!" rief der Pfarrer. „Und wo ist Dein Kind?"

Sophie erzählte das Schicksal ihres Kindes; sie schloß mit der Bekanntschaft der Frau Wedekind in dem Hospitale und verschwieg auch den Dienst nicht den sie dem Grafen von Auerstein geleistet.

„Du hast die Frau nicht mehr gesehen"; fügte der Greis hinzu, da Du vier Jahre aus dem väterlichen Hause fern bist . . . den Todtenschein, den sie

Dir übergeben, hat sie mir gestohlen! Forsche nicht weiter; Dein Elend hat doch Gutes bewirkt. Die Wedekind hat sich an Herrn von Hoym rächen wollen, und es ist ihr dies auch gelungen. Du sprachst davon, daß Du noch einmal glücklich werden könntest . . ."

Sie erzählte kurz ihre Beziehungen zu dem blinden Stahlstecher.

Ich will den Mann kennen lernen", sagte der Alte. „Nun gönne mir Ruhe . . . Du triffst mich in diesem Hause, das ich so lange bewohnen werde als ich in der Stadt bleiben muß. Sophie, mache Dich keiner Täuschung schuldig . . . Wenn Du wahrhaft liebst, mußt Du offen und ehrlich sein . . . Nur so kannst Du Dich vor später Reue bewahren."

Die Tochter küßte die Stirn des Vaters und entfernte sich; sie mußte eilen, damit Ernst nicht in Sorgen geriethe.

„Mein Gott", murmelte der Pfarrer vor sich hin, „Deine Wege sind unerforschlich und wunderbar! Wie werden die Wirren, die meine Familie betroffen, sich noch lösen! Ach, ich habe aus Gutherzigkeit mich eines Betrugs schuldig gemacht ... auch die Habsucht

und der Ehrgeiz standen im Hintergrunde . . . ich kann es nicht leugnen . . . diese Sünde rächt sich nun! die letzte Hälfte meines Lebens ist unter Jammer und Pein verflossen... Herr, schenke mir Ruhe für die letzten Tage, die Du auf der Erde zu wandeln mir gestatten wirst!"

Er entblößte das Haupt, betete still vor sich hin, flüsterte „Amen" und versank dann in einen leichten Schlummer. Als er erwachte, standen der Graf nnd die Gräfin vor ihm. Sie führten ihn in den Salon, wo die Mittagstafel servirt war.

„Was machen Sie aus mir einfachen alten Manne?" rief er aus. „Den Prunk der Welt kenne ich nicht!"

Antoinette neigte sich und küßte ihm die Hand. Zwei helle Thränen rannen ihr über die zarten Wangen.

„Meine Gattin weiß Alles!" sagte bewegt der Graf. „Sie haben genug gelitten, würdiger Mann; erfreuen Sie sich nun des Glückes, nach dem Sie gestrebt, als Sie sich Ihres Kindes entäußerten. Antoinette wäre mir ohne Zweifel für immer fremd geblieben, wenn die Vikomtesse sie nicht mit sich nach Frankreich genommen hätte."

3.

Ein Herzog.

Der Graf von Auerstein wartete zwei Tage vergeblich auf den Besuch des Herzogs; es schien als ob die Entwicklung der Dinge in Stillstand gerathen wäre. Auch der Unbekannte gab kein Lebenszeichen von sich, und doch war sein Rath so nöthig geworden. Julius suchte aus der Unterhaltung mit dem Pfarrer weitere Aufklärungen zu ziehen, aber der Greis konnte Nichts weiter als das angeben, was er schon erzählt hatte. Den Besuch hielt man geheim, nur ein vertrauter Diener wußte darum.

Am dritten Tage suchte der Graf das Hotel de France auf.

Die Herzogin war allein; sie empfing ihn mit gewohnter Freundlichkeit.

„Sie haben uns in Paris gefehlt“, sagte sie nach einigen Höflichkeitsphrasen. „Unsere Soireen waren recht monoton.“

„Wo ist Ihr Gemal?“

„Er ist verreist.“

Julius war erstaunt.

„Verreist?“

„Ja, mein lieber Freund! In Ihrem Interesse...“

„Ich begreife nicht...“

„Er wird jedoch heute zurückkehren.“

„Und Sie sind so lange allein gewesen...warum haben Sie es verschmäht, uns zu besuchen?“

Die schöne Frau seufzte.

„Kennen Sie die Eifersucht meines Mannes nicht?“ fragte sie schmerzlich lächelnd.

„Ich habe keine Ahnung davon!“ versicherte Julius.

„Graf, erinnern Sie sich des Hochzeitstages Georgette's...wir befanden uns auf dem Wege nach dem Mausoleum; damals war mir so schwer um's Herz...ich gab Ihnen nicht mißzuverstehende Andeutungen...heute kann ich nur wiederholen, daß meine Ehe eine traurige ist!“

„Ich beklage Sie, gnädige Frau! Das Glück das die Ehe bereitet, ist das schönste auf dieser Erde. Müßte ich üble Erfahrungen mit meiner Antoinette machen, ich würde ein elender Mensch sein.“

Die gealterte Schöne trocknete die feuchten Augen.

„Sie haben wohl Recht!“ flüsterte sie. „Aber Antoinette ist eben so gut als sie schön ist . . . Ich wußte schon was ich that, als ich Sie bat, das reizende Wesen zum ersten Tanze zu führen. Sie sollten glücklich, recht glücklich werden! Und Sie sind es geworden. Ihre Gattin hat mir versichert, daß ihr Nichts zu wünschen bliebe.“

„Gnädige Frau, seien Sie aufrichtig . . .“

„Was soll das heißen?“

„Sie sind die Freundin meiner Schwiegermutter gewesen.“

„Ja, und zwar ihre vertraute Freundin.“

„Auch kennen Sie die Angriffe, die Ihr Gemal auf mich macht . . .“

„Leider habe ich davon gehört.“

„Was wissen Sie über die Vergangenheit meiner Frau? In wie weit sind die Forderungen des Herzogs an mich begründet? Warum hat man unter

solchen Umständen meine Verbindung mit der unechten Vikomtesse begünstigt? Wenn Sie es aufrichtig meinen, beantworten Sie mir diese Fragen."

In diesem Augenblick ward an die Thür geklopft. Die Herzogin ließ einen Hoteldiener eintreten.

„Was gibt's?"

„Gnädige Frau, ein Fremder wünscht den hohen Gast zu sprechen, der diese Zimmer bewohnt."

„Meinen Gemal?"

‚Ja!'

„Wo ist die Karte des Fremden?"

„Er will sich selbst vorstellen."

Julius hatte seinen Platz verlassen.

„Bleiben Sie, Graf! Es ist mir lieb, daß Sie bei mir sind. Vielleicht meldet sich eine alte Bekanntschaft aus Paris. Die Art der Anmeldung läßt darauf schließen."

Der Graf trat an das Fenster zurück; ihm lag daran, die Personen kennen zu lernen, die sich dem Herzoge näherten.

„Ich will den Fremden empfangen!"

Nach diesen Worten nahm die Herzogin ihren Platz wieder ein.

Ein fein gekleideter Herr erschien. Er stutzte als er den Grafen erblickte. Auch der Graf sah überrascht auf; er glaubte den seltsamen Freund zu erkennen, der ihm so wichtige Dienste geleistet hatte. Es war dies für ihn ein Grund, den Mann scharf in's Auge zu fassen.

Das Aeußere des Fremden war durchaus elegant; man sah es auf den ersten Blick, daß er sich in den höchsten Sphären der Gesellschaft zu bewegen gewohnt war. Auf seinem weißen Gesichte lag ein ruhiges Lächeln; sein helles Auge verrieth Intelligenz und Charakterfestigkeit. In den schwarzen Haaren, die keine geschickte Hand sorgfältig geordnet, zeigten sich bereits schimmernde Silberfäden. Auf dem schneeweißen Busenstreifen glänzten Diamantknöpfchen. Schwarze Handschuhe bekleideten kleine Hände, deren rechte einen feinen schwarzen Hut hielt. Die Toilette des Mannes, der hoch in den Vierziger-Jahren stehen mußte, war modisch, völlig untadelhaft.

„Erkennen Sie mich, gnädige Frau?"

Die Herzogin schrie laut auf.

„Sie! Sie!"

Ein Name kam nicht über ihre Lippen.

„Es bedarf der Vorstellung nicht, meine Gnädige; ich sehe, Sie wissen schon, wer sich die Ehre nimmt, Sie zu bitten, mich dem Herrn Herzog zuzuführen.“

„Mein Gemal ist verreist,“ antwortete zitternd die Dame.

„Und wann wird er zurückkehren?“

„Vielleicht morgen oder übermorgen.“

„Vielleicht . . .“

„Ich weiß es nicht genau.“

Die Herzogin konnte den Schrecken nicht bemeistern, den das Erscheinen des Mannes in ihr hervorgerufen; sie zitterte heftig und war bleich geworden.

Julius erhob sich.

„Gestatten Sie mir, daß ich mich entferne, gnädige Frau.“

„Nein, nein!“

„Wenn Sie mich später empfangen wollen ...“

„Ich beschwöre Sie, Graf, verlassen Sie mich nicht!“

„Die Unterredung ist von der Art, daß ein Zeuge lästig sein muß.“

„Mir nicht“, sagte artig der Fremde. „Wenn die gnädige Frau Gefallen findet . . .“

„Mein Herr", bat die Herzogin, „wiederholen Sie morgen Ihren Besuch."

Der Fremde strich mit der Hand über den Deckel seines schwarz glänzenden Hutes.

„Verzeihung, gnädige Frau, wenn ich diesmal Ihrem Wunsche nicht nachkommen kann. Der Gemal ist abwesend; ich muß mit der Gemalin verhandeln."

„Morgen! Morgen!" bat fast wimmernd die stolze Frau. „Ich besitze keine Vollmacht..."

„Wir werden ja sehen."

„Glauben Sie mir doch, lieber Herr."

„Daß ich Ihnen in Baden-Baden Glauben schenkte, hat die Reise nach der Residenz nöthig gemacht. Ich habe nicht Lust, ferner kostspielige und zeitraubende Forschungen anzustellen. Weder Ihren Worten noch denen des Gemals darf man trauen."

Eine Leichenblässe bedeckte die Züge der Herzogin.

„Sie sprechen mit einer Dame, mein Herr!" stammelte sie.

„Gewiß, aber auch einer Dame gegenüber darf man die Wahrheit sagen. Wäre ich noch Ihr Anbeter wie vor Jahren, ich würde vielleicht den Ga-

lanten spielen; heute bin ich bin der Betrogene, der eben so wenig Rücksicht auf die Gemalin als auf den Gemal nimmt."

Julius mußte in die Worte aussprechen:

„Mein Herr, respektiren Sie die Anwesenheit eines Dritten!"

Der unerbittliche Mann entgegnete in kalter Höflichkeit:

„Verzeihung, die gnädige Frau hätte sich den Zeugen ersparen können . . .ich fürchte ihn nicht, ich wünsche ihn sogar."

„Kennen Sie mich?" fragte der Graf.

„Ich habe leider nicht die Ehre..."

Und doch geben Sie zu, daß ich ein Gespräch mit anhöre, dessen Inhalt . . ."

„Urtheilen Sie, wenn Sie mich gehört haben. Daß Sie ein Freund der gnädigen Frau sind, darf ich wohl nicht bezweifeln."

„Mein Herr", fragte Julius entschieden, „kennen Sie mich wirklich nicht?"

Das schrecklich kalte Lächeln zeigte sich wieder in dem weißen Gesichte des Fremden.

„Erlauben Sie mir, daß ich wiederholt mein

Bedauern ausdrücke... ich habe nie die Ehre gehabt, Sie zuvor zu sehen."

Die Herzogin flüsterte mit allen Zeichen des Entsetzens dem Grafen zu:

„Nennen Sie sich nicht; ich beschwöre Sie bei allen Heiligen!"

„Warum?"

„Antoinetten's wegen!"

„Ich begreife nicht..."

„Später werde ich Ihnen Aufklärung geben."

Der Fremde hatte sich ruhig auf einem Sessel niedergelassen, den er langsam in die Mitte des Zimmers gerollt. Dann legte er die Hand, die den Hut hielt, nachlässig über die Lehne. Er schien dem Flüstern der Beiden keine Aufmerksamkeit geschenkt zu haben.

„Kann ich nun sprechen?" fragte er ruhig.

Die Dame hatte ihm halb den Rücken zugewendet und antwortete nicht.

„Ich nehme an," fuhr der Unerbittliche fort, „daß ich den Herzog von St. vor mir habe."

Der Graf bot der Herzogin den Arm und wollte sie in das angrenzende Gemach führen.

„Ich kann nicht! Ich kann nicht!“ flüsterte sie zitternd.

„Genehmigen Sie, daß ich Sie vertrete, gnädige Frau. Sie haben mir einst einen wichtigen Freundschaftsdienst geleistet... ich muß mich Ihnen dankbar zeigen.“

Die letzten Worte betonte der Graf, denn er hatte Mitleiden mit der schwer geängstigten Frau, deren ganzer Körper, wie im Fieber bebte.

Der Fremde legte ein Bein über das andere und sagte mit einem Anfluge von Güte:

„Wenn die gnädige Frau klug ist und Klugheit im Allgemeinen kann selbst der neidische Feind ihr nicht absprechen, so bleibt sie, fügt sich dem Unvermeidlichen und übernimmt die Rolle des Gemals, der, wie ich vermuthe, nach dem Dorfe Raberg gereist ist . . . Sie wissen doch, daß das Dorf nur einige Meilen von hier entfernt liegt. Wollen Sie noch gehen, mein Herr?“ fragte er ironisch lächelnd den Grafen.

„Nein!“

‚Gut.“

„Ich werde nun entschieden bleiben!“

„So nehmen Sie Platz!“

Der furchtbare Fremde deutete vornehm auf einen Sessel, als ob er der Hausherr wäre, der Gäste empfängt.

Julius sah die Herzogin an.

„Sie sind die Bewohnerin dieser Zimmer,“ sagte er mitleidig; „ich kann es nicht über mich gewinnen den Anstand zu verletzen . . .“

„Urtheilen Sie nicht zu früh, mein Herr!“ rief der Fremde. „Wenn der Freundschaftsdienst, von dem Sie vorhin sprachen, Ihnen nicht das Leben gekostet hat, so können Sie sich glücklich preisen.“

Die Gräfin zuckte heftig zusammen.

„Sie hören es,“ rief sie „der Mann ist wahnsinnig!“

„Ich hätte es werden können, wenn die gute Mutter Natur mich nicht mit einer starken Dosis Gleichgiltigkeit bedacht hätte, die starke Gemüthsaffektionen verhinderte.“

„Ich rufe die Domestiken!“

„Rufen Sie, gnädige Frau.“

„Hinweg, hinweg!“ mahnte der Graf. „Die Szene hat ihren Kulminationspunkt erreicht. Sie

werden, mein Herr, mit mir verhandeln. Ich halte es für Pflicht der Dame eine Erregung zu ersparen, die..."

„Wie Sie wollen, mein Herr!"

„Entfernen Sie sich, gnädige Frau. Ich werde Ihnen getreulich berichten . . ."

Die Herzogin warf sich auf den Divan und verbarg schluchzend ihr Gesicht in den Kissen.

Der Fremde streckte langsam die Hand aus.

„Sie geht nicht!" sagte er mit kalter, gräßlicher Ruhe. „Ich würde laut zu diesen Möbeln gesprochen haben, wenn sie mich allein gelassen hätte. Sprechen muß ich . . . verfließt eine Stunde, ohne daß ich etwas gethan, so bin ich im Nachtheile. Diese Dame liebt ihren Gemal, wenn sie sich auch über eine unglückliche Ehe beklagt . . . sie wird mir antworten und den Herzog vertheidigen, weil sie ihn liebt. Es handelt sich um ein großes Vermögen."

„Wohlan, ich werde Sie hören!" rief die Herzogin in wilder Erregung.

Der Graf hatte die Dame nie so gesehen.

„Vergessen Sie nicht," flüsterte sie dem Grafen zu, „daß der Mensch wahnsinnig ist!"

Der Fremde lächelte mitleidig.

„Ich werde Ihnen Proben meiner scharfen Kombinationsgabe liefern.“

„Zur Sache denn!“ sagte der ungeduldige Julius.

„Der Vikomte von Menoir war ein schwacher Mensch, ein halber Narr; trotzdem ließ er sich doch nur bis zu einem gewissen Grade mißbrauchen, denn seine Seele hing mit Zähigkeit an den irdischen Gütern, die sich ohne sein Zuthun jährlich vermehrten. Er schloß mit einem armen Fräulein eine Ehe, um sein Geschlecht fortzupflanzen . . .“

„Verzeihung,“ unterbrach ihn der Graf, „Sie erzählen so wohlbekannte Dinge, daß ich Sie bitten muß . . .“

„Unterbrechen Sie mich nicht, denn Sie werden Dinge hören, die Ihnen völlig neu sind. Ich setze voraus, daß Sie Interesse finden an der Familie Menoir.“

Julius verneigte sich.

Der Fremde dankte durch ein Kopfnicken, indem er fragte:

„Darf ich nun fortfahren?“

„Ich bitte . . .“

„Also: Die Ehe des Vikomte sollte durch ein zartes Töchterlein gesegnet werden, das in der Taufe den Namen Antoinette erhielt. Die Elternfreude blieb nicht ungetrübt; die Vikomtesse ward krank und man schickte sie zu einem deutschen Arzte, der wahre Wunderkuren verrichtet haben sollte. Die Mutter nahm natürlich das Kind mit sich. Der Vikomte blieb auf seinen Gütern, er mußte überall sehen und hören, da er den Beamten nicht traute. Der Nachbar, ein gewisser Herzog, verreiste ebenfalls mit seiner Gattin, man sagte nach dem Bade Spaa. Dort ließ er die Frau Herzogin zurück und reiste mit einem gewissen Korvin nach Deutschland. Beide suchten hier das Dorf Raberg auf, wo die Vikomtesse sich heilen ließ. Die arme Frau glaubte, auch ihr Arzt, sie leide an der Schwindsucht, und doch hatte sie Gift genommen, ein langsam schleichendes Gift."

„Mein Herr!" rief Julius entsetzt.

„Eine Freundin hatte der Vikomtesse das Gift in die Chokolade gemischt . . ."

Die Herzogin fuhr mit dem weißen Tuche über die Stirn.

„Der Mensch ist wahnsinnig!" flüsterte sie bebend.

Der Fremde stellte sich, als ob er diese Worte nicht gehört hätte.

„Doch," fuhr er fort, „bleiben wir bei dem Herzoge, den wir Abends vor dem Dorfe Raberg antreffen. Korvin führte ihn zu einem freundlichen Hause und sagte:

„— Hier wohnt die Vikomtesse, gnädiger Herr!"

„— Sie wissen es doch genau?" fragte der gnädige Herr.

„— Baptist, der Kammerdiener, hat mir alle Zimmer bezeichnet."

„— Wo schläft Elise mit dem Kinde?"

„— Dort, wo das Licht brennt. Die leidende Mutter wohnt nebenan. Im ersten Stocke wohnt der Arzt. Baptist gibt der Amme und der Vikomtesse unsern Schlaftrunk, auch sorgt er dafür, daß der eine Flügel des Fensters geöffnet bleibt."

„Der Herzog, ein Mann der Vorsicht, überzeugte sich von Allem. Er sah in dem erleuchteten Zimmer die Vikomtesse und in dem andern Frau Elise, die das Kind einwiegte. Er war vollständig orientirt. Nach einer Promenade von zwei Stunden kamen die Beiden an das Haus zurück. Jetzt waren alle Fenster

dunkel; nur aus dem einen schimmerte ein ganz matter Schein, er kam von dem Nachtlichte, das in der Kinderstube unterhalten ward.“

„— Jetzt, Korvin, ist es Zeit!“ flüsterte der gnädige Herr.

„— Ich bin bereit!“ flüsterte Korvin.

„— Hier ist die seidene Schnur.“

„— Geben Sie.“

„— Ein starker Zug, und der Hals, den sie umschlingt, wird das Athmen nicht mehr zulassen. Verfahren Sie geschickt, Korvin; bleibt das Kind am Leben, so sind Sie verloren. Stirbt es, werden Sie ein reicher Mann. Sie kennen unsere Verabredung.“

„— Aber halten auch Sie Wort, gnädiger Herr...“

„— Gewiß!“

„— Sonst sind Sie verloren, denn ich achte ein elendes Leben nicht, das ich abwerfe wie Ballast!“

„Nach diesem Gespräche trat Korvin an das Haus und stieß geräuschlos den Fensterflügel ein, den der wackere Baptist offen gelassen hatte.

Korvin war ein langer hagerer Mann, der sich mit Leichtigkeit in das Zimmer des Erdgeschosses schwang. Nach fünf Minuten schon kam er zurück.

„— Nun?“ fragte sein Begleiter.

„— Es gibt kein Kind mehr, das den Vikomte von Menoir beerben kann.“

„— Mensch, wenn Du mich betrügst!“

„— Haben Sie, gnädiger Herr, einen Schrei des Kindes gehört?“

„— Nein!“

„— Und doch sind hier die seidigen Haare, die ich dem Kopfe des Kindes entrissen habe, um Ihnen einen Beweis zu bringen. Ein lebendes Kind würde bei dieser Operation sicher geschrien haben.“

„Und nun entfernten sich die braven Männer, um den Wagen zu besteigen, dessen Pferde der gnädige Herr selbst lenkte.“

Der Fremde schwieg; er zog eine goldene Dose aus der Tasche, präsentirte sie lächelnd dem Grafen, der sie zurückwies, und labte seine Nase mit einigen der duftenden Körner.

Die Herzogin war leichenblaß geworden; sie wollte sprechen, aber die Zunge versagte ihr den Dienst.

„Entfernen Sie sich?“ bat Julius, der vor Entsetzen zitterte.

„Die Dame mag bleiben, denn das Gräßliche meiner Erzählung ist nun vorüber. Ich komme zu

den Folgen dieses Kindesmordes, die leider ganz anders sich gestalteten als die Mörder erwarteten. Der Herzog befand sich schon in der Heimat, als die Vikomtesse, die sich wunderbarerweise wohl befand, ankam. Er besuchte den Nachbar und sah ein reizendes, blühendes Mädchen, das der entzückte Vikomte auf seinen Armen wiegte. Was sagte der glückliche Vater doch, als der Nachbar in den Saal trat, wo die Familie versammelt war? Sie müssen es wissen, gnädige Frau, denn auch Sie waren zugegen . . . kommen Sie doch meinem Gedächtnisse zu Hilfe, das mich mitunter im Stiche läßt."

„Gräßlich! Gräßlich!" stöhnte die Dame, die krampfhaft die Lehne des Sopha's umfaßt hielt.

„Ah, ich besinne mich, ganz recht!" „Sehen Sie mein reizendes Töchterlein, rief der Vikomte, die deutsche Luft ist dem zarten Wesen gut bekommen. Meine Frau soll alljährlich in das Bad reisen! Im zwanzigsten Jahre oder auch früher führt mir Antoinette einen Schwiegersohn zu . . . Gott erhalte mein liebes Töchterlein!"

„Der Nachbar kehrte bestürzt auf sein überschuldetes Gut zurück. Es war eine neue Erbin erstanden und er durfte nicht verrathen, daß er das Ge-

heimniß aus dem Hause des deutschen Arztes kannte. „Korvin hat dich betrogen!“ war sein erster Gedanke. Vielleicht hätte er den Betrüger niedergeschossen, aber dieser lebte in Paris und von der Bretagne bis nach Paris war es sehr weit. Der Herzog reiste nach der Hauptstadt. Kaum dort angekommen, suchte er Korvin auf, einen jener Menschen, die für Geld zu allen Verbrechen fähig sind. Korvin schwor bei allen Heiligen, daß er seinen Auftrag gewissenhaft vollzogen habe . . . der Auftraggeber beschuldigte ihn der Feigheit und des Betrugs.“

„— Ah,“ rief der in seiner Gaunerehre verletzte Korvin, „Sie wollen mich betrügen!“

„— Elender!“ zischte der Herzog.

„— Sie, gnädiger Herr, wollen die hunderttausend Franks nicht zahlen, die Sie mir als Lohn versprochen haben.“

„— Ich bin nicht im Besitze von Vilaine. Es ist eine Erbin vorhanden.“

„— So hat man die Erbin untergeschoben; Antoinette von Menoir kann nicht mehr leben!“ versicherte Korvin.

Ein Gedanke blitzte auf in dem Herzoge.

„— Korvin," sagte er, „wir müssen forschen."

„— Wonach?"

„— Ob Ihre Vermuthung die richtige ist."

„— Was soll ich thun?"

„— Sie reisen nach Raberg."

„— Und dann?"

„— Forschen Sie, forschen Sie! Wir dürfen keinen Uneingeweihten senden."

„— Wahrlich nicht."

„— Sie wissen Alles. Vielleicht finden Sie die Eltern, die ihr Kind verkauft haben."

„Die würdigen Männer hatten sich versöhnt. Korvin reiste, aber er brachte keine Aufklärung. Er hatte nur erfahren, daß dem Pfarrer des Dorfs ein Kind an der Halsbräune gestorben und ehrlich begraben sei. Von einem Morde wußte kein Mensch. Einige Zeit darauf starb der Vikomte von Menoir. Die trauernde Vikomtesse, die nicht im Entferntesten daran dachte, ihren Nachbar für den Mörder zu halten, nahm die Freundschaftsbezeigungen desselben gern an und die Frau Nachbarin tröstete die Witwe nach Kräften. Die guten Freunde sondirten bei dieser Gelegenheit in der Familie."

„Jahrelang bestand dieses sonderbare Verhältniß. Die Vikomtesse korrespondirte heimlich mit dem Arzte in Raberg und sandte ihm nicht unbedeutende Summen. Der Arzt behielt das Geld, das er dem armen Pfarrer zahlen sollte; dann starb auch er. Nun trat eine Zeit lang Pause ein. Antoinette wuchs heran und ward ein reizendes Mädchen. Die Mutter und Frau Elise bewachten sie mit Angst und Sorgen. Der Herzog hatte sich indeß mit einem Herrn von Ronquerelles verbunden, einem einfältigen und dabei schlechten Menschen, der entfernt mit der Vikomtesse verwandt war. Ich übergehe die schmutzige Geschichte, die mit dem Tode Pierre's endigte. Auch die Vikomtesse war gestorben, sagte der Fremde mit einem tiefen Seufzer. Der Herzog ward Vormund ... welch' eine Ironie des Zufalles oder der Vorsehung! Was nun geschah, wissen Sie; man verheiratete die reiche Erbin an einen deutschen Grafen, der stolz auf seinen Stammbaum ist. Das Geheimniß der Unterschiebung, die man als gewiß annahm, sollte seine Wirkung thun. Einen zweiten Mord wollte der gute Nachbar nicht auf sein Gewissen laden; aber er brauchte Geld, viel Geld! Schon die Vikomtesse hatte ihm geliehen.

Als Vormund konnte er nicht betrügen, da der Notar Frison ein zu exakter und ehrlicher Geschäftsmann war."

„Nach der Heirat Antoinettens wurden falsche Wechsel ausgestellt . . ."

„Frison löste sie ein, weil sie die Unterschrift Antoinettens trugen. Zugleich kamen falsche Briefe an Frison . . . in diesen Briefen bat die Dame, daß der Notar zahlen, aber dem Gemale vor der Hand nichts davon sagen sollte, da mit diesem Gelde ein Geheimniß erkauft werden müsse, das, wenn es verrathen würde, das Glück ihrer Ehe zerstörte. O, wie schlau war dieses Verfahren!"

„Frison berieth mit seiner Schwester und diese, eingeweiht in Alles, rieth zur Zahlung. Der Herzog wurde immer mehr in seinem Glauben bestärkt, je mehr der falschen Wechsel eingelöst wurden. Nun starb Elise; auf dem Todtenbette bekannte sie, daß sie die Hand zu einem Verbrechen geboten habe. Der Herzog davon unterrichtet, trat nun entschieden auf . . . jetzt ist er in Raberg, um den Pfarrer einzuschüchtern; der Pfarrer ist aber schon vorher abberufen . . ."

Die Thür ward geöffnet.

Der Herzog in Reisekleidern trat rasch ein.

Die beiden Männer grüßten schweigend.

„Was ist das?“ fragte der Herzog, seine Gemalin betrachtend, die bleich und zitternd auf ihrem Platze verblieb.

Der Fremde verneigte sich.

„Ich habe der gnädigen Frau eine Familiengeschichte erzählt, die sie ein wenig angegriffen.“

Der Herzog starrte den Erzähler an.

„Der Mann hat gelogen!“ rief die Dame. „Graf, glauben Sie ihm nicht!“

„Sie kennen mich doch, gnädiger Herr? Bin ich ein Lügner? O, ich muß mich selbst rechtfertigen, da der gnädige Herr schweigt und Blicke der tiefsten Verachtung auf mich schleudert.“

Der gnädige Herr mochte einen Entschluß gefaßt haben.

„Wer sind Sie denn?“ fragte er barsch.

„Ah, ein gutes Mittel, die lästigen Leute abzufertigen.“

„Ich kenne Sie nicht! Guten Morgen, lieber Graf . . .“

Er wollte Julius die Hand reichen.

Der Fremde trat dazwischen.

„Mir ist die Zeit karg zugemessen, ich muß meine Geschäfte rasch ordnen. Gnädiger Herr, Papiere lege ich Ihnen nicht vor; aber als Zeichen unserer Bekanntschaft werden Sie jede meiner Forderungen erfüllen.“

„Sie sehen, daß ich einen Freund empfangen muß...“

„Ein günstiger Zufall, den ich benutzen werde.“

„Reizen Sie mich nicht!“ rief zischend der Herzog.

Zugleich griff er nach der Brusttasche seines Reiserocks.

Der Fremde zog ein doppelläufiges Terzerol hervor.

„Ich habe mich vorgesehen.“

„Meine Herren,“ rief der Graf, „ich kann nicht Zeuge einer Scene sein, die gegen Sitte und Anstand streitet. Wollen Sie von den Waffen Gebrauch machen, so leiten Sie ein Duell ein . . .“

„O, wir stehen uns als Duellanten gegenüber,“ sagte ruhig der Fremde. „Es ist ein Duell, das mit eigenthümlichen Waffen ausgefochten wird. Dieses Terzerol habe ich nur für alle Fälle mitgenommen . . . Ich hoffe, es wird überflüssig sein, da ein ehrenwerther Mann als Zeuge fungirt. Man hat mich einen Wahnsinnigen, auch einen Lügner genannt . . .

merken Sie auf, Herr Graf, wie ich diese Beleidigung räche."

Er zog eine Portefeuille hervor. Aus diesem nahm er ein Papier, das er dem Grafen mit den Worten reichte: „Ich bitte den Zeugen, den Inhalt dieses Papieres laut vorzulesen."

Julius las:

„Hiermit bekenne ich, Elise Frison durch Ueberredung und Bestechung zu der Aeußerung bestimmt zu haben, die sie am Tage vor ihrem Tode über Antoinette von Auerstein, geborene Vikomtesse von Menoir, gethan. Ich bekenne ferner, daß ich dem Herrn von Hoym dreimalhunderttausend Franks versprochen, wenn er einen von dem Doktor Siegert ausgestellten Todtenschein, der das Absterben einer Tochter der Vikomtesse von Menoir bestätigt, zur Stelle schafft. Zum dritten erkläre ich, daß Alles, was ich Nachtheiliges über Antoinette Gräfin von Auerstein gesagt, erfunden und böswillige Verleumdung war und daß ich der festen Ueberzeugung bin: Antoinette, meine einstige Mündel, ist die leibliche Tochter des Vikomte und der Vikomtesse von Menoir. Vorstehende Bekenntnisse habe ich eigenhändig

unterzeichnet und mit meinem Wappen untersiegelt."

Der Graf schwieg.

Der Fremde nahm ruhig das Papier und legte es auf den Schreibtisch.

„Ich bitte, gnädiger Herr," sagte er nun zu dem Herzoge, „setzen Sie Ihren vollen Namen und Ihr Siegel unter diese Schrift."

Der Herzog stutzte.

„Soll ich eine Unwahrheit bekennen?" fragte er zitternd.

„Gnädige Frau, sagen Sie doch dem Gemal, daß er durch diese Unterschrift die Anklage wegen Mordes von sich fern hält . . ."

„Mein Herr!" stammelte der Herzog.

„Sagen Sie ihm ferner, gnädige Frau, daß Korvin sich in meiner Macht befindet und daß dieser Schurke bereis schriftlich gestanden hat . . ."

„Korvin?"

„Der alte Landstreicher befindet sich in unserer Stadt. Wollen Sie ihn sehen, so warten Sie fünfzehn Minuten . . . Unterzeichnen Sie!"

Der Herzog schwankte noch.

„Madame, helfen Sie mir doch!“ bat artig der schreckliche Fremde. „Sie wissen ohne Zweifel, daß ein Verbrechen nach den Gesetzen des Landes bestraft wird, indem es begangen. Und hier ist Antoinette erwürgt . . . Kann denn die Wahl so schwer werden? Ihre Unterschrift, gnädiger Herr, vernichtet einen Mord! Bedenken Sie, einen Mord, den Sie veranlaßt. Und außerdem schweigt man über gewisse falsche Wechsel . . . hier sind sie . . .“

Er zog ein Packet Papiere aus der Tasche.

Eins davon präsentirte er dem Herzoge.

„Die Unterschrift ist täuschend nachgeahmt . . . Nehmen Sie, nehmen Sie doch!“

Der Fremde warf den Wechsel auf den Tisch.

Eine Pause war eingetreten.

Julius beobachtete den Herzog, der eine schreckliche Erregung niederkämpfte. Dann ergriff er den Wechsel und prüfte ihn.

„Endige diese schreckliche Scene!“ flüsterte die Herzogin, die vor Scham und Angst sich kaum noch aufrecht halten konnte.

„Nein, nein!“ rief er. „Wer bin ich denn, daß man es wagen darf, so mit mir umzugehen?“

Der Fremde sah nach seiner Uhr.

„Zehn Minuten bleiben Ihnen noch Frist, gnädiger Herr!"

Nach diesen Worten ließ er sich ruhig auf dem Fauteuil nieder.

„Sie sehen," fügte er hinzu, „daß ich Ihnen Zeit zum Ueberlegen lasse. Aber meine Langmuth hat ihre Grenzen . . . ich habe sie seit einer langen Reihe von Jahren geübt . . . in neun Minuten ist sie aus."

Der Graf konnte sich eines Schauderns nicht erwehren, als er das herzogliche Ehepaar betrachtete, dessen glänzendes Leben in Paris eine Kette von Verbrechen in sich schloß. Es war ihm unmöglich, um Schonung zu bitten. Auch durchschaute er den Plan des Fremden, der ihn für immer vor den Angriffen des gefährlichsten der Feinde sicher stellen wollte.

Die Herzogin schwankte zu dem Gemale; sie wollte ihn mit sich fortziehen in das Nebenzimmer.

„Bleiben Sie!" rief kurz der Peiniger.

„Sie gehen zu weit!" rief die Dame.

„O, ich weiß, was ich thue!"

„Wir werden berathen!"

„So berathen Sie in diesem Zimmer!"

„Nur kurze Zeit . . .“

„Nicht eine Sekunde!“

„Sehen Sie denn nicht, daß mein Mann der Erholung bedarf?“

„Er kann sich erholen, sobald die Unterschrift vollzogen ist.“

Mit einem raschen Griffe hatte der Herzog das Pistol gezogen.

Des Fremden Terzerol blitzte ihm in demselben Momente entgegen.

„Sie wissen, daß ich ein guter Schütze bin.“

„Auch ich bin es!“ lallte der Herzog.

„So fallen wir Beide zugleich. Meine wohlgeordneten Papiere besitzt ein hiesiger Rechtsanwalt, dem ich angezeigt habe, daß ich dem Herzoge von St., der im Hotel de France wohnt, einen Besuch abstatte.“

Die Gattin entriß dem bebenden Gatten das Pistol und warf es hinter sich.

„Gut,“ sagte der Fremde, dessen gräßliche Ruhe nicht zu erschüttern war. „Ich sehe, daß Sie Vernunft annehmen . . . Sie werden nun auch wohl die Feder ergreifen.“

Er sah wieder auf das Zifferblatt seiner Uhr.

„Noch drei Minuten!“ rief er.

„Und was geschieht dann?“ fragte der Herzog, der sich bebend an der Lehne eines Sessels hielt.

„Dies wird Ihnen ein Mensch sagen, dessen Worte Sie ohne Zweifel gelten lassen werden.“

Der Fremde erhob sich.

„Was wollen Sie thun?“ rief entsetzt die Herzogin.

„Antwort geben auf die kecke Frage Ihres Gemals.“

Er öffnete die Thür.

„Korvin!“ rief er hinaus.

„Da bin ich!“ antwortete eine rauhe Stimme.

„Treten Sie ein!“

Der lange Mann im grauen Hute überschritt die Schwelle. Lächelnd grüßte er den Kreis der Anwesenden. Er sah recht stattlich aus. Der Graf betrachtete die Hände des Menschen; sie waren groß und hatten ungewöhnlich lange Finger. Das scheußliche Lächeln, das Julius schon kannte, zeigte sich jetzt noch ausgeprägter als sonst. In der Nähe erkannte man, daß er eine wahre Galgenphysiognomie hatte. Die gebogene Nase gab ihm ein teuflisches

Ansehen. Als er den Hut abgenommen, zeigte sich der kahle, eckige Schädel, der in der Mitte eine wellenförmige Erhöhung hatte. Und dieser Alte war der Mörder des Kindes, der Erbin des großen Vermögens. Seine hageren, knochigen Hände hatten die Unthat vollbracht.

„Korvin," redete ihn der Fremde an, „Du hast ein Verbrechen auf der Seele!"

Das Lächeln in dem weißen Gesichte Korvins war verschwunden; er sah den Herzog mit flammenden Augen an.

„Dort steht der Verbrecher!" rief er. „Ich bin nur die Hand gewesen."

Der Herzog schöpfte neuen Muth.

„Glauben Sie das?" rief er lachend. „Glauben Sie das? Dieser Mensch tritt als Ankläger auf..."

„Ich klage mich selbst an," sagte Korvin im furchtbaren Ernste, „wenn es gilt Sie zur Rechenschaft zu ziehen. Ich überliefere mein graues Haupt der Schlinge des Henkers, wenn es nöthig ist, um Sie in dem wahren Lichte zu zeigen. Meine Ansichten vom Leben sind jetzt andere als früher . . . O, ich gebe es gern hin, wenn es gilt, mir Ruhe

zu schaffen. Als ich von aller Welt verlassen war, als ich entblößt und hungrig durch den Wald irrte, nicht wissend, wohin ich für die Nacht mein Haupt legen sollte, da warf mir eine junge Dame die Mittel, zu, die mich vor Entbehrung schützten. Es war Antoinette, Gräfin von Auerstein! Aus Dankbarkeit für sie ertrug ich des Lebens Last . . . ich bekämpfte das Gewissen und gelobte durch eine gute That das Verbrechen zu sühnen, wozu mich Ihre Vorspiegelungen verleitet haben. O, gnädiger Herr, Sie haben schlecht Wort gehalten! Statt durch Geld haben Sie mich mit Drohungen belohnt! Ich wäre dem Verderben anheimgefallen, wenn sich andere Leute meiner nicht angenommen hätten."

Korvin schleuderte drohende Blicke auf den Herzog.

Der Fremde fragte in seiner unerschütterlichen Ruhe:

„Werden Sie unterzeichnen?"

Die Gemalin schwankte zu dem Gemale.

„Die Pein tödtet mich!" flüsterte sie.

„Harre aus, es wird vorübergehen."

„Wir sind verloren!"

„Gehe in das Nebenzimmer."

„Ich weiche nicht von Deiner Seite."

Korvin hatte dem Fremden einige Worte zugeflüstert. Dieser winkte mit der Hand, als ob er sagen wolle: es ist gut! Dann fragte er zum zweiten Male:

„Werden Sie unterzeichnen?“

Es lag schon eine Drohung in dem Tone, in dem er fragte.

Der Herzog hatte die Hand in die Bruſtöffnung seiner Weste gelegt.

„Was geschieht“, fragte er kurz, „wenn ich nicht unterzeichne?“

Der Unbekannte deutete auf Korvin.

„Jener wird Ihnen antworten.“

Auf diesen Moment schien der lange Korvin gewartet zu haben. Er trat dem Herzoge näher und ergriff die Hand desselben. Die Herzogin stieß ein leises Wimmern aus, als ob sie selbst den Druck der Mörderhand fühle. Der Herzog wollte die seinige der Hand Korvin's entziehen; es war vergebens, der lange Mann besaß noch Riesenkraft.

„Sie wollen wissen, was geschieht, wenn Sie nicht unterzeichnen?“ zischte er. „Ich schleppe Sie zu dem Staatsanwalt und sage: Hier ist der Mann,

der mich zu einem Kindesmorde gedungen hat! Man bestrafe mich, die Schlinge, aber auch die Hand, die sie leitete. Weigern Sie sich nicht, die Folgen meines Verbrechens einigermaßen zu sühnen . . . mir ist das Leben eine Last; aber ich trage sie, diese Last, aus Dankbarkeit! Sehe ich, daß das Ziel nicht erreicht wird, so vernichte ich den Urheber meines Elends. Nun wählen Sie, gnädigster Herr! Der alte Korvin schwört bei Gott, daß er Wort hält! Wählen Sie, ich habe schon zu lange Nachsicht mit Ihnen gehabt!“

Der Herzog schwankte zu dem Schreibtische.

Korvin selbst reichte ihm die Feder. Er unterzeichnete. Leichenblaß trat er zurück.

„Das Siegel fehlt!“ sagte der Fremde.

Der lange Korvin holte ein Feuerzeug aus der Tasche und zündete die Kerze an, die auf dem eleganten Schreibtische stand. Er bediente mit dem Anstand eines Lakai's.

„Ich sehe, Ihre Hand zittert,“ sagte er mit ironischer Höflichkeit; „überlassen Sie mir das Geschäft, mir, der ich Sie früher oft bedient habe.“

Nach diesen Worten zog er dem bebenden Her=

zoge den Siegelring von dem Finger und drückte das Siegel auf das Papier. Dann gab er den Ring seinem Besitzer zurück.

Der Fremde betrachtete das Papier.

„Es ist gut!“ murmelte er. „Korvin!“

Der lange Mann verbeugte sich.

„Sie befehlen?“

„Ihr Geschäft ist beendet.“

„So darf ich mich zurückziehen?“

„Ja! Sie bleiben so lange in der Residenz bis ich Ihnen anzeige, daß Ihr früherer Herr abgereist ist.“

Korvin nahm Hut und Stock und verließ den Saal.

„Herr Graf,“ sagte der Unbekannte, „ich sollte eigentlich als Zeuge meinen Namen unter diese wichtige Schrift setzen; aber ich unterlasse es heute . . . es kann immer noch geschehen. Nehmen Sie . . . man wird Sie nicht mehr anfechten. Nun ertheile ich Ihnen den Rath: verlassen Sie an meiner Seite das Hotel. Jene Beiden sind mit Groll gegen Sie erfüllt . . . seien Sie vorsichtig, tückischen Feinden muß man weit aus dem Wege gehen. Eine Abfindungssumme zu zahlen, ist unnütz; der gnädige Herr

wird auch ohne solche schweigen. Sollte wider Vermuthen ein neuer Angriff erfolgen, so gebe ich Ihnen eine neue Waffe."

Einen verachtenden Blick auf das Ehepaar schleudernd, ging er.

„Herr Graf," jammerte die Herzogin, „haben Sie diese schreckliche Szene vorbereitet?"

„Nein!" war die Antwort.

„Kennen sie den Mann?"

„Er ist mir fremd. Vielleicht kann ich von Ihnen erfahren...

„Von uns?" lallte der Herzog, der auf einem Sessel saß, denn die letzte Kraft hatte ihn verlassen. „Von uns?" wiederholte er mit einem seltsamen Lachen. Seht doch ... der todte Vikomte würde es uns vergelten! Haben Sie den blödsinnigen Baptist gesehen? Dort, dort... er steigt die Stufen zu dem Mausoleum hinan... er zerbricht das Eisengitter... o der Wahnsinnige besitzt Riesenkraft! Jetzt schleudert er den Sargdeckel zu Boden... der Stein zerfliegt in Trümmern! Sie rollen die Stufen hinab ... da hat er den Leichnam...er wirft ihn zu Boden..."

„Um Gottes willen!" schrie die Herzogin auf.

„Fassen Sie sich! gnädiger Herr!“ mahnte erschüttert der Graf.

Des Herzogs Augen schienen aus ihren Höhlen hervortreten zu wollen. Die Blässe seines Gesichtes hatte sich in eine bläuliche Farbe verwandelt.

„Ich habe schwer gerungen!“ murmelte er wie im Selbstgespräche. „Der geizige Vikomte war taub, als ich ihn bat ... Baptist, Baptist, schone die Gebeine! Schließe den Sarg ... Wahnsinniger, wüthe nicht unter menschlichen Knochen! Läßt sich das Gift abwaschen? O, Du willst das Gebein in der Sonne bleichen, Du schleichst bei Nacht durch die öden Räume des Schlosses und spähst nach der unechten Antoinette, die für die Erbin von Menoir gilt ... Schließe das Mausoleum, Alter ... meine Kugel zerschmettert Dir den Kopf. O, o, der Vikomte lebt! Er kommt, er kommt!“

Mit einem durchdringenden Aufschrei brach der Herzog zusammen. Die Gemalin eilte jammernd zu Hilfe. Auch der Graf wollte helfen ... man mußte den schweren Körper am Boden lassen. Der Fremde war wieder eingetreten.

„Wollen Sie einen Arzt, Madame?“ fragte er in eisiger Kälte.

Die Dame war einer Ohnmacht nahe; sie ließ sich von dem Grafen zu dem Sopha führen, auf das sie erschöpft niedersank. Als Julius zu dem Herzoge zurückkehren wollte, sagte der Fremde, der sich mit ihm beschäftigt hatte:

„Er scheint todt zu sein. Es wäre dies ein Glück für den Mörder und Betrüger.“

Er stieß mit dem Fuße an die Hand des Leblosen.

Julius mußte sich abwenden, er konnte die Fühllosigkeit des Mannes nicht ertragen, der selbst mit einer Leiche kein Mitleid hatte. Der Groll, den dieser Mensch hegte, mußte ein furchtbarer sein.

Die Herzogin hatte das Bewußtsein zurückerlangt.

„Ist er todt?“ fragte sie bebend.

„Ich wünsche Ihnen Glück, Madame!“

„Gräßlich! Gräßlich!“ schluchzte sie, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend.

„Der dort wäre Ihr Ankläger geworden! Der Tod hat ihm die Zunge gebunden!“

Der Graf führte die Dame in das Nebenzimmer.

Man sandte nach einem Arzte. Dieser erklärte, daß der am Boden liegende Mann vom Schlage getroffen und todt sei. Die Gemüthserregung war zu stark gewesen.

„Was beginnen wir?“ fragte Julius den Fremden.

„Nichts!“ war die Antwort.

„Mein gefährlichster Feind ist todt.“

„Aber Ihre gefährlichste Feindin lebt noch.“

„Die Herzogin wird sich ruhig verhalten.“

„Es kommt darauf an. Wollen Sie, mein Herr, das Begräbniß besorgen lassen?“

„Ja!“

Man ertheilte dem Arzte Auftrag, der sich bereit erklärte, für Alles zu sorgen.

„Mein Herr,“ sagte Julius, „im Angesichte dieser Leiche bitte ich Sie, mir endlich das Interesse zu erklären, das Sie so eifrig an meinem Schicksale bethätigen.“

„Leben Sie wohl, Herr Graf! Wünschen Sie nicht, daß wir uns wiedersehen, denn nur wenn Ihnen Gefahr droht, werde ich in Ihrer Nähe sein. Da der Herzog der Erde nicht mehr angehört, gehe ich nach Frankreich zurück, um dort über Ihre Si=

cherheit zu wachen. Dem Notar Frison dürfen Sie schon trauen, wenn Sie ihm melden, daß der Herzog todt ist. Alles Andere ignoriren Sie. Vor der Frau aber, die sich in jenem Zimmer befindet, hüten Sie sich; sie ist eine Viper, der man den Kopf völlig zertreten muß, um sie unschädlich zu machen."

Der seltsame Mann entfernte sich so rasch, daß der Graf eine Frage nicht mehr an ihn richten konnte. Der Arzt trat mit zwei Aufwärtern ein, die er geholt hatte.

„Was geschieht?" fragte Julius.

„Ich lasse die Leiche in das Hospital schaffen, da der Wirth des Hotels sie nicht dulden will."

„Kennen Sie mich, Herr Doktor?"

„Ja, ich habe die Ehre."

„Reichen Sie mir die Rechnung über die Kosten ein, die ein prunkloses, aber anständiges Begräbniß verursacht."

„Gut."

„Ich werde sie zahlen. Für ihre Bemühungen können Sie ein besonderes Honorar erwarten. Erfüllen Sie zugleich die Formalitäten der Behörde gegenüber und lassen Sie den Tod des französischen

Herzogs von St. konstatiren, der mir persönlich bekannt gewesen. Der Fall ist um so erschütternder, als er so plötzlich eingetreten."

Der Arzt neigte sich noch einmal zu der Leiche, die er untersuchte. Er sprach dann die Ansicht aus, daß der Verstorbene stets eine starke Neigung zur Apoplexie gehabt habe.

„Verlassen Sie sich auf mich," fügte er hinzu. „Ich werde gewissenhaft für Alles sorgen."

Julius fragte noch einmal:

„Ist der Tod auch wirklich eingetreten?"

Der Arzt versicherte es.

Die Aufwärter nahmen die Leiche und trugen sie fort. Julius ging zu der Herzogin, die bleich und händeringend am Boden kniete.

„Sie siud Witwe, gnädige Frau!" redete er sie an. „Ich kann es nicht unterlassen, Ihnen mein Bedauern auszudrücken, obgleich die letzte Handlung Ihres Gemals dahin zielte, mir und meiner Gattin Schaden zuzufügen. Ueber das, was er früher gethan, will ich nicht richten ... Gott möge ihm verzeihen."

Wo ist die Leiche?" fragte die Dame mit tonloser Stimme.

„Man schafft sie in das Hospital.“

„Großer Gott!“

„Ich habe ein anständiges Begräbniß anbefohlen. Wollen Sie, daß mehr geschehe ...“

Die Dame erhob sich mühsam und schwankte zu einem Sessel.

„Herr Graf,“ sagte sie, „ich bin völlig ohne Mittel, die Kosten des Begräbnisses...“

„Wird aus meiner Kasse bestritten. Der französischen Gesandtschaft muß natürlich Anzeige gemacht werden; aber ich rathe Ihnen von allen Zeremonien abzusehen und das Aufsehen zu vermeiden. Ihnen, gnädige Frau, werde ich die Mittel zustellen, die Ihnen die Rückreise in die Heimath ermöglichen. Wäre es möglich, Sie zu längerem Aufenthalte einzuladen, so würde es geschehen; Ihnen selbst muß daran liegen, Antoinetten nicht zu sehen. Sie sind nun sich selbst überlassen; sollte es Ihnen unmöglich werden, die Güter Ihres vorstorbenen Gemals sich zu erhalten oder doch soviel daraus zu ziehen als zu Ihrer Existenz nöthig ist, so wird Ihnen meine Gattin eine Rente anweisen, die Sie vor Mangel schützt. Unser freundschaftliches Verhältniß soll nicht

ganz gelöst sein; ich bin nicht undankbar, ich vergesse nie den großen Dienst, den Sie mir geleistet, wenn ich auch den Grund, der sie dazu veranlaßte, verdammen muß."

„Erbarmen! Erbarmen!" wimmerte die Dame, die flehend ihre weißen Hände emporstreckte. „Ihr Großmuth erdrückt mich! Erbarmen!"

„Genug, fassen Sie sich!"

„Die Beschuldigung jenes Menschen . . ."

„Sprechen wir nicht mehr davon."

„Er ist ein erbitterter Feind des Herzogs."

„Dies hat sein Benehmen bewiesen."

„Auch mich haßt er tödtlich."

Sie verhüllte das Gesicht und weinte.

„Gnädige Frau, wie sind Ihre Beziehungen zu dem Fremden?"

Die Dame schüttelte schmerzlich das Haupt.

„O, könnte ich mich Ihnen entdecken!" schluchzte sie. Dann verhüllte sie das Gesicht.

„Was hindert Sie?"

„Ein Eid, ein furchtbarer Eid!"

„Ihr Gemal ist todt, gnädige Frau, die gegenseitigen Verhältnisse haben sich durch diesen Fall geändert."

„Ich kann, ich darf nicht sprechen!"

„Nennen Sie mir wenigstens den Namen des Fremden!"

Jetzt horchte die Herzogin auf. Julius bemerkte, daß sie leicht zusammenzuckte.

„Sie kennen seinen Namen nicht?" fragte sie, sich zur Seite wendend.

„Nein!"

„Und doch zeigte er sich Ihnen so zugethan..."

„Gnädige Frau, können und wollen Sie mir Aufschlüsse über den Mann geben, dem ich Dank schulde?"

Die Herzogin hatte sich gefaßt, sie trocknete die Thränen von den Wangen und sah den Grafen erstaunt an.

„Mein Herr, ich wage es zwar nicht mehr, Sie Freund zu nennen, aber ich erinnere Sie doch an jene Zeit, in der Sie als Gesandtschafts-Attache meine Abendgesellschaften besuchten. Der Herzog lebt nicht mehr . . . ich beklage ihn nicht, denn er ist traurigen Verhältnissen entrückt. Sie erinnern sich, daß ich Ihnen im Parke von Vilaine, als wir nach dem Mausoleum gingen, mein Herz ausschüttete . . . ermessen

Sie jetzt meinen Gemüthszustand, Sie können es, da sie genug eingeweiht sind, um sich ein Urtheil zu bilden. Wahrlich, ich habe unter dem Einflusse meines Gemals gestanden und viel gelitten! Antoinette ist nicht die Tochter der Vikomtesse von Menoir . . . ich habe es gewußt und habe trotzdem Ihre Liebe, Herr Graf, begünstigt, indem ich die Pläne meines Mannes durchkreuzen wollte. Antoinette durfte nicht schutzlos bleiben, es wäre dies gleichbedeutend gewesen mit dem Vorsatze, sie ins Verderben zu stürzen. Ich bin nicht so schuldig als es den Anschein hat und Sie glauben mögen . . . meine Handlungen wurden durch widerstrebende Verhältnisse bedingt. Hätte ich freie Hand gehabt, ich würde offen auf Ihre Seite getreten sein."

Die Herzogin sah mit flammenden Blicken den Grafen an. Es war plötzlich eine unerklärliche Veränderung mit ihr vorgegangen. Auf ihren bleichen Wangen zeigte sich ein leichtes Roth, ihr voller Busen hob sich rasch unter der feinen Florhülle, ihr schön geformter Mund zuckte. Das Weib war immer noch verführerisch für einen sinnlichen Mann.

„Herr Graf", flüsterte sie, „wir sind allein, wir

befinden uns in einem verhängnißvollen Augenblicke! Wer der Fremde ist, kann ich Ihnen nicht sagen, ich will es auch nicht . . . mein Gemal lebt nicht mehr, ich bin Witwe, Sie selbst haben es mir angekündigt . . . mithin sind meine ehelichen Verpflichtungen erloschen. Die mir durch den Tod des Herzogs gewordene Freiheit benutze ich, um mich Ihnen gegenüber zu rechtfertigen . . . nicht nur mein Herz, auch die Verhältnisse drängen mich dazu . . . heute noch reise ich nach Frankreich zurück . . . der Abend schon wird mich auf dem Wege dorthin finden. Darum muß ich Ihnen jetzt eine Erklärung abgeben, ein Geheimniß entdecken, das . . ."

Sie unterbrach sich. Ein Gedanke mochte sie überraschen.

„Ich lasse mich hinreißen", flüsterte sie. „Das gekränkte Ehrgefühl treibt mich zu weit . . . Und doch möchte ich mich Ihnen dankbar zeigen, möchte Ihnen darthun, daß ich nicht zu Ihren Feinden gehöre."

„O, so sprechen Sie doch!" bat Julius.

„Graf, ich verlange von Ihnen einen Eid.'

„Was soll ich beschwören?"

„Daß Sie mich nie, nie verrathen wollen.“

„Ich werde Sie anhören und schweigen“, versicherte Julius.

Die Herzogin neigte sich zu ihm.

„Sie wähnen, Antoinette sei die Tochter des Pfarrers von Raberg?“

„So hat man mir berichtet.“

„Sie ist es nicht!“ rief erregt die Dame.

„Wer ist sie denn?“ fragte Julius bestürzt.

Die Herzogin antwortete nicht sogleich auf diese Frage; sie fuhr fort:

„Die Vikomtesse von Menoir hat allerdings die Tochter des Pfarrers mit sich genommen, um überhaupt dem Gemale ein Kind übergeben zu können; später hat sie es vertauscht oder vielmehr vertauschen müssen. Haben Sie Georgette gesehen, die Braut, die man auf Vilaine verheiratete?“

„Ja!“

„Sie ist des Pfarrers Tochter.“

„Aber Antoinette?“ fragte der Graf in höchster Spannung.

„Sie ist die Tochter jenes Mannes . . .“

Die Herzogin stockte.

„Welches Mannes?“

„Errathen Sie es denn nicht? Ihres unbekannten Beschützers, Ihres Freundes und meines Feindes!“

„Wer aber ist die Mutter?“

Die Herzogin schwankte; sie preßte beide Hände auf die Brust, als ob sie einen stechenden Schmerz bekämpfen wollte. „Die Mutter, die unglückliche Mutter . . . bin ich! der Herzog ist todt . . . ich kann es nun gestehen!“

Sie sank auf das Polster nieder und weinte.

Julius fühlte wenig Neigung, dieser Angabe Glauben zu schenken, obgleich er sich der zärtlichen Freundschaft erinnerte, die die Herzogin zu Antoinetten stets an den Tag gelegt.

„Wie kommt es,“ fragte er, „daß man mir auf Vilaine nach dem Leben trachtete? Warum wollte man mich und meine Gattin vernichten, die doch an allen diesen Intriguen keinen Theil hat?“

„Der Herzog, der Herzog,“ stammelte die Dame . . . „er kannte mein Geheimniß nicht . . . er durfte es nie erfahren. Graf, ich schwöre es im Angesichte Gottes: Antoinette ist meine Tochter! Glauben Sie mir doch, glauben Sie mir doch!“ bat sie flehentlich.

„Und wer ist jener Herr, der ein so gräßliches Verfahren gegen Sie beobachtete?“

Die Herzogin richtete sich mühsam empor.

„Namen und Stand,“ flüsterte sie, „kann ich Ihnen nicht angeben; Verhältnisse eigener Art verdammen mich zum Schweigen. Nur soviel mögen Sie erfahren: Jener Mann haßt mich, weil ich seine Hand verschmähte, weil ich den Herzog ihm vorgezogen habe. O, auch ich habe ihn geliebt, ich habe ihn heiß und innig geliebt . . . er hätte mich glücklich, sehr glücklich machen können . . . ich ward von ihm zurückgeschreckt, ich konnte und durfte ihm nicht angehören, obgleich ich sein Kind unter dem Herzen getragen . . . er selbst hatte meine Liebe in Furcht und Schrecken verwandelt . . . ich mußte mich von ihm lossagen, mußte ihn fliehen . . . er aber verfolgte mich und zwang die Vikomtesse . . . Herr Graf, ich habe mich aus Liebe zu meinem Kinde an der That betheiligt! Verdammen Sie die Mutter Ihrer Gattin, wenn Sie können . . . ich habe zu meiner Vertheidigung Nichts mehr zu sagen. Ihr freundschaftliches Erbieten, mir hilfreich die Hand zu geben, nehme ich an; ich gehe nach Frankreich zu-

rück und begrabe mich in die Einsamkeit eines abgeschiedenen Ortes. Von den Gütern meines Gemals ist Nichts zu retten, sie sind überschuldet . . . Ich bin arm, ich habe ihm Nichts zugebracht . . . .“

Nach einer Pause fuhr sie fort:

„Dies Bekenntniß, Herr Graf, mußte ich Ihnen ablegen, um meine Neigung zu Ihnen und zu Antoinetten zu erklären, die Sie für erkünstelt gehalten haben mögen. Ich habe mütterlich für meine Tochter gesorgt, ich habe Alles gethan, was unter den schrecklichen Verhältnissen möglich. . . Verachten Sie mich nicht ganz . . . Lassen Sie mich mit dem Bewußtsein scheiden, daß Antoinette glücklich ist . . . Ich werde überall Ihre Interessen wahren . . . aber lieben Sie Antoinetten . . . sie ist rein und schuldlos.“

Julius sprach von dem Muttermale, das der Pfarrer als besonderes Kennzeichen angegeben.

„Sie werden es auch bei Georgette finden,“ entgegnete die Dame.

„Ist es denn nicht möglich, daß Sie mir den Namen und Stand jenes Mannes nennen?“

„Es ist nicht möglich!“

„Wenn ich es nun als unerläßliche Bedingung aufstelle . . .“

„So würde ich auf Ihre Wohlthaten verzichten müssen.“

„Wann wollen Sie reisen?“

„Heute noch.“

„Sie sehen mich nach einer Stunde wieder.“

Der Graf verließ das Hotel. Es wäre unmöglich, die Empfindungen zu beschreiben, die in seiner Brust kämpften. Aber ohne längeres Nachdenken sagte er sich, daß es ihm lieb wäre, wenn die Herzogin ihn getäuscht, wenn sie aus Rache eine neue Intrigue ersonnen hätte. Der alte würdige Pfarrer wäre ihm als Schwiegervater willkommener gewesen. Wie aber sollte er sich die Aufopferung des Fremden erklären; der sein ganzes Leben daran setzte, Antoinetten vor Unglück zu bewahren? Wie er konnte nur ein Vater handeln, der sein Kind zärtlich liebte. Dies sprach für die Aufstellungen der Herzogin. Julius nahm eine Summe in baarem Gelde, die nach seiner Meinung die Reisekosten bis Paris deckte, und schrieb eine Anweisung auf seinen Notar. Beides überbrachte er der Herzogin, die traurig und still

in ihrem Zimmer wartete. Die Wohlthaten des Grafen empfing sie unter Thränen. Als er Abschied von ihr nahm, schluchzte sie laut.

„Lieben Sie Antoinetten!“ rief sie ihm nach. Der Graf, der es nicht über sich gewinnen konnte, ein freundliches Wort an sie zu richten, eilte nach Hause. Er suchte das Zimmer des Pfarrers auf. Schwester Klara befand sich bei dem Greise, den sie auszuforschen gesucht hatte. Die alte Jungfer zitterte vor Aerger über das Schweigen des Gastes.

„Julius,“ sagte sie, „ich kann nicht länger unter Deinem Dache bleiben.“

„Wie Du willst, Klara.“

„Ich gehe heute in das Stift zurück.“

„Wo Du besser an Deinem Platze bist als hier.“

„Schwacher, entsetzlich schwacher Mann, ich beklage Dich!“

Lächerlich stolz rauschte sie aus dem Zimmer. Sie hielt Wort, ein Wagen brachte sie nach dem Fräuleinstifte, wo sie fernere Besuche vom Herrn von Hoym empfing. Der Ahnenstolz war größer als die Liebe zu ihrem Bruder, dem sie in einem Briefe meldete, daß Antoinette keine Vikomtesse von Menoir

sei, sondern ein Abenteurerin, ein Glückskind, das unter dem Einflusse gemeiner Menschen stehe. Sie wollte jedoch, fügte sie hinzu, über die traurige Angelegenheit schweigen, um den gräflichen Namen nicht zu kompromittiren. Der Graf kümmerte sich wenig darum; er nahm mit dem Pfarrer Rücksprache und theilte ihm die Entdeckungen der Herzogin mit.

„Es ist nicht möglich,“ rief der Greis.

„Und doch habe ich Gründe, daran zu glauben.“

„Nein, Nein! Hätten Sie die Mutter Ihrer Gattin gekannt, als ich sie heimführte, Sie würden eine wunderbare Aehnlichkeit entdecken . . . hier ist ihr Bild!“

Der Greis überreichte ein einfaches Medaillon, das er aus der Tasche seines schwarzen Rocks gezogen hatte.

„So sah meine Frau als Braut aus!“ fügte er hinzu.

Die Aehnlichkeit ließ sich nicht verkennen.

„Ich weiß nicht mehr, was ich denken soll!“ rief der Graf.

„Gnädiger Herr,“ sagte der Greis mit bewegter Stimme, „ich erinnere Sie an das biblische Beispiel

der beiden Mütter, die sich um ein Kind stritten. Der König befahl, das Kind mit dem Schwerte zu theilen . . . da trat die wahre Mutter zurück, aus Liebe zu ihrem Kinde, das sie dem Leben erhalten wollte. Auch ich trete zurück. Es würde mir übel anstehen, wollte ich rechten. Ich habe gesehen, daß es meiner Tochter wohlergeht, und dies ist dem Vaterherzen genug. Wollen Sie mich sprechen, so finden Sie mich bei meiner zweiten Tochter; ich scheide ohne Groll von Ihnen."

„Braver Mann, zählen Sie auf meine Dankbarkeit!"

Reich beschenkt entließ der Graf den Greis, der sich bald darauf entfernte.

Julius ging zu seiner Gattin, die er zärtlich umarmte.

„Willst du Sophie Witt ausstatten?" fragte er. „So beeile Dich, ich bewillige jede Summe."

Denselben Abend fuhr Antoinette in eigener Equipage nach der Wohnung des armen Stahlstechers.

4.

Ein Sylvesterball.

Es war recht kalt. In den Straßen der Residenz tobte ein schneidender Wind. Der hohe Schnee knirschte unter den Rädern der Equipagen, die dem Palais des Grafen von Auerstein zueilten. Geputzte Herren und Damen stiegen aus und begaben sich in die erleuchteten und erwärmten Räume. Diener in glänzender Livrée empfingen die Ballgäste und nahmen ihnen die wärmenden Hüllen ab. Die höhere Aristokratie versammelte sich, um in glanzvoller Weise den Jahreswechsel zu feiern.

Der Graf trat in das Boudoir seiner Gemalin. Er traf zwei Damen, eine ältere und eine jüngere. Beide waren zum Balle geschmückt."

„Wir warten schon, Vater!" sagte die jüngere, ein reizendes Mädchen von achtzehn Jahren.

Der glückliche Vater betrachtete seine Tochter. Sie war einfach und edel in weiße Seide gekleidet. In ihrem vollen schwarzen Haare schimmerte und flimmerte ein werthvoller Diamantschmuck.

„Aloise!“ rief bewegt der Graf.

Er küßte ihr die Stirn. Dann trat er zu der ältern Dame, die auf einem Fauteuil ruhte.

„Wie fühlst Du Dich, Antoinette?“

„Völlig wohl, Julius.“

„Und doch sitzest Du so still . . .“

„Ich denke über die Vergänglichkeit der irdischen Dinge nach. Wiederum ist ein Jahr dahin und wir...

„Wir sind um ein Jahr älter geworden! Ach ja, die Zeit vergeht rasch. Doch, es ist nicht Zeit zu Betrachtungen dieser Art, die wir morgen anstellen können . . . die Wagen fahren vor und bringen uns die geladenen Gäste . . . Gehen wir zu ihrem Empfange in den Saal.“

Antoinette erhob sich. Sie zählte jetzt vier- bis fünfundvierzig Jahre, aber sie war immer noch eine schöne Frau. Der Gemal aber war sichtlich gealtert; sein Haar war schon grau geworden und auf der

Mitte des Kopfes bildetete sich eine Glatze. Jetzt trug er den vollen Bart nicht mehr; nur ein Schnurbart über der Oberlippe und ein Henri quatre schmückte sein volles Gesicht, in dem sich schon einzelne Runzeln zeigten. Sonst war er noch ein stattlicher rüstiger Mann, der einem verabschiedeten Militär glich.

Der Graf führte Mutter und Tochter.

Ein Lakei, der im Vorzimmer wartete, öffnete die Thüren. Der glänzend erleuchtete und dekorirte Saal hatte nur erst wenige Gäste aufgenommen, die sich in freundlichen Gesprächen hin und wieder bewegten. Die gräfliche Familie begrüßte sie. Die Damen gesellten sich zu den Damen, die Herren zu dem Grafen. Dem Herrn vom Hause blieb nicht Zeit, sich lange mit jedem Einzelnen zu unterhalten, die Gäste erschienen nun rasch, da die bestimmte Stunde geschlagen hatte. Offiziere aller Grade, in reichen Uniformen, mischten sich unter die schwarz gekleideten Civilpersonen. Aeltere und jüngere Damen bildeten einen reizenden Kranz. Die kostbarsten Toiletten fanden sich hier vereinigt. Diamanten und schöne Augen glänzten bei dem Scheine

der Gaslustre. Der Graf gab nur diesen einen Ball; darum hatte er Nichts gespart, was ihn großartig und anziehend machen konnte. Die Welt hielt ihn für den reichsten Privatmann der Residenz, sie hoffte viel von ihm . . . die kühnsten Hoffnungen wurden erfüllt.

Antoinette saß mit einigen Freundinnen in einem offenen Nebenzimmer. Aloise befand sich in ihrer Nähe, sie plauderte mit der jungen Baronesse Hermine von Hochstedt, die mit ihr im gleichen Alter stand. Es waren zwei wunderholde blühende Kinder, die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Man hätte sie für Schwestern halten mögen. Aloise sollte heute den ersten großen Ball sehen; sie hatte sich selten öffentlich gezeigt, da die sorgsame Mutter zuvor die Erziehung vollenden wollte. Bei einem Feste in dem väterlichen Hause durfte sie nicht fehlen, und so sollte sie denn heute zum ersten Male auf dem Balle debütiren.

Die Gräfin kannte die Bedeutung eines ersten Debüts; sie erinnerte sich zwar mit einer gewissen Freude der Abendgesellschaften der Herzogin von St.; sie hatte auch nicht vergessen, daß sie auf dem ersten

Balle ihr Glück gefunden . . . Trotzdem wollte sie die Tochter von Bekanntschaften fern halten und sie den lüsternen Blicken der jungen Männer nicht aussetzen. Ihre eigenen Verhältnisse waren damals der Art gewesen, daß sie sich der Führung der Herzogin anvertrauen mußte; anders war es mit Aloise... der Himmel hatte ihr liebende und sorgende Eltern erhalten.

Die Zahl der Gäste mochte vollständig sein, denn der Graf rief seinen Zeremonienmeister und flüsterte ihm einige Worte zu. Da öffneten sich plötzlich die hohen Flügelthüren eines zweiten Saals und Julius von Auerstein, seine Damen führend, überschritt zuerst die Schwelle. Die übrigen Gäste folgten erwartungsvoll. Fürwahr, der Graf hatte ihnen eine Ueberraschung vorbereitet, die seinem Kunstsinne und seinem Geschmacke große Ehre machte. Ein ausgewähltes Orchester war auf einem zierlich geschmückten Podium aufgestellt, dessen Chef des Zeichens zum Beginnen harrte. Man sah die hervorragensten Mitglieder der königlichen Kapelle. Im Vordergrunde standen zwei mächtige Koncertflügel, die auf ein Doppelkonzert schließen ließen.

Nach fünf Minuten schon hatte das glänzende Auditorium Platz genommen. Fürsten, Barone, Grafen und Edelleute, vom Militär- und Zivilstande, alte und junge Damen lauschten gespannt der Oberon-Ouvertüre, die in seltener Vollendung vorgetragen ward. Die aristokratischen Hände applaudirten zwar nicht; aber die aristokratischen Herzen waren entzückt von Meister Weber's Zaubertönen. Der Gastgeber hatte eine Kost aufgetischt, die Geist und Gemüth erfrischte.

„Liebe Freundin," flüsterte eine alte Fürstin der Gräfin zu, „ich erblicke zwei Flügel dort oben..."

„Ganz recht!" antwortete Antoinette.

„Wozu zwei? Ist nicht einer genug zur Begleitung eines Liedes?"

„Man wird ein Konzert spielen."

„Auf beiden Flügeln?"

„Ja."

„Zu gleicher Zeit?" fragte die neugierige Fürstin.

„Zwei Virtuosen werden zu gleicher Zeit sich hören lassen."

„Ist das möglich!" rief erstaunt die greise Dame. „Ich habe stets nur einen Künstler bewundert . . . Thalberg, Lißt, Chopin . . ."

„Es ist dies eine Erscheinung," flüsterte Antoinette, „die an's Wunderbare streifen soll. Auch ich habe die Virtuosen noch nicht gehört . . . sie sind meinem Gemale empfohlen . . . Wir wollten unsern Gästen Außerordentliches bieten und es ist uns gelungen, da die Virtuosen die Einladung annehmen."

„Ah, Sie verstehen es, Pikantes zu bieten."

„In Paris findet man die gediegensten und feinsten Konzerte in den Privatsälen des Adels... man ist nicht gezwungen, auf das große Publikum zu spekuliren und braucht nur ästhetische Rücksichten bei Aufstellung des Programms walten zu lassen. Sehen Sie, dort steht die Elite unserer Musikwelt . . . wir haben sie geladen . . . der Hofkapellmeister an der Spitze . . . Ah, jetzt treten die Virtuosen auf."

„Ich bin neugierig, sehr neugierig!"

Zwei junge Männer traten aus der Reihe der Musiker. Der eine mochte sechzehn, der andere siebzehn Jahre zählen. Beide, zarte und elegante Erscheinungen, trugen schwarze ungarische Röcke mit kurzem Kragen und weiße Halsbinden. Bescheiden, fast ängstlich verneigten sie sich und nahmen Platz an den Flügeln, auf die ein Lakai silberne Armleuchter gestellt hatte.

Ein leises Flüstern ging durch den Saal.

„Wer sind die Leute?“ fragte ein dicker Baron seinen Nachbar.

„Ich weiß es nicht!“ antwortete dieser, der Intendant des Hoftheaters.

„Jung, sehr jung!“ murmelte der Baron, der sein goldenes Lorgnon an die Augen gebracht hatte.

Der Intendant, ein langer hagerer Mann mit einer kolossalen Habichtsnase, zeigte sich als Praktikus.

„Vielleicht Wunderkinder!“ flüsterte er. „Hätte doch der gute Graf sich an mich gewendet.“

„Warum, Freund, warum? Was würden Sie gethan haben?“

„Ich halte von den Wunderkindern Nichts . . .“

„Aber diese . . . sind sie Kinder, Theuerster?“

„Nicht viel mehr . . .“

„Pardon, schlanke Jünglinge mit interessanten Gesichtern. Es müssen Ungarn sein... sind sie Ihnen bekannt, Freund?“

Der Intendant rümpfte seine Habichtsnase, indem er ziemlich laut antwortete: „Ich kenne nur vollendete Künstler . . .“

„Aber Sie wissen doch noch nicht . . .“

„Pah, ich weiß Alles! Der gute Graf, hätte er sich doch an mich gewendet, ich würde ihm eine Dame empfohlen haben, die alle Klavier-Virtuosen in Grund und Boden spielt! Und zwar eine junge, schöne Dame! Diese Leute können den Geist der Komposition unmöglich erfassen . . . ja, die Auffassung, lieber Baron, daran scheitert unser modernes Virtuosenthum . . . ich kenne das zur Genüge . . .“

„Still,“ flüsterte der Baron, „sie beginnen.“

„Versprechen Sie sich nicht viel... Dilettantismus! die Leute haben es nicht gewagt, sich uns vorzustellen. Was steht auf dem Programm?“

„Mazeppa, Freund, Mazeppa von Franz Liszt.“

„Ach, Zukunftsmusik!“

Der Intendant kreuzte die langen Beine und Arme, legte den Kopf zurück und lauschte mit Kennermienen. Wir können versichern, daß der gute Mann, der früher Stallmeister gewesen, nicht um ein Haar mehr Verständniß von der Musik hatte, als ein Blinder von den Farben. Trotzdem war er Theater-Intendant und leitete Schauspiel und Oper.

Die jungen Virtuosen hatten begonnen. Kraftvoll und energisch entquollen Liszt's charakteristischen Töne

den beiden Flügeln. Man glaubte, das Roß, auf dessen Rücken Mazeppa gebunden, im Galopp durch die wilden Wälder der Ukraine jagen zu sehen. Der Hörer konnte sich ein Bild von den Qualen des Gefesselten gestalten, der machtlos sich dem Willen des gehetzten Thieres überlassen mußte. Die Passagen rollten wie Sturmesbrausen durch den Saal. Aber mehr noch als die enorme Virtuosität erregte das Zusammenspiel der Künstler Erstaunen. Das war ein Guß, eine Hand, die die Tasten berührte; das war ein Geist, der die jungen Leute beseelte. Was Halm so schön von der Liebe sagt: „Zwei Seelen und ein Gedanke, zwei Herzen und ein Schlag," dies ließ sich auf die Vortragenden anwenden, die wirklich von einem Genius inspirirt wurden.

„Wunderbar, wunderbar!" hörte man die Damen flüstern.

„Es ist unbegreiflich," sagte eine junge Dame, die als vorzügliche Pianistin bekannt war.

„Was?" fragte die Nachbarin.

„Die jungen Leute beobachten kein sichtbares Zeichen, sie stellen das präzise Ensemble, das ich ein Wunder nennen möchte, durch das Gefühl her."

Der Hofkapellmeister hatte bedächtig sein Kinn auf die Brust gesenkt; er sah nicht mehr, er hörte nur. Für ihn war das Konzert ein hoher, seltener Genuß. Er kannte die Bedeutung dieser Virtuosität, die in dem Klavierspiele eine neue Aera eröffnete.

Die letzten Akkorde waren verklungen.

Die jungen Künstler erhoben sich unter stürmischem Beifalle. Bescheiden und anspruchslos zogen sie sich zurück. Man bestürmte den Grafen mit Fragen und drückte ihm den Dank für das Gebotene aus.

„Sie verstehen es zu überraschen, lieber Graf," sagte ein General. „Ich habe nie so etwas gehört, obgleich ich Abonnent unsers großen Konzerts bin."

„Wer sind die Künstler?"

„Wie heißen sie?"

„Woher sind sie gekommen?"

„Wer hat sie Ihnen empfohlen?"

„Graf, stellen Sie uns die Leute vor, wir müssen sie kennen lernen!"

Diese Fragen und Forderungen wurden von dem Kreise, der den Grafen zunächst umgab, fast zu gleicher Zeit ausgesprochen.

„Wer die Künstler sind?"

„Ja!"

„Junge Ungarn aus Pest, Brüder..."

„Die Namen, die Namen!"

„Louis und Willi Thern."

Dies Gespräch ward durch das Zeichen des Dirigenten unterbrochen. Das Orchester führte einen Satz aus einer Symphonie von Beethoven meisterhaft aus. Dann erschienen die Virtuosen wieder. Sie trugen ein Konzertino vor, das durch Anmuth und Lieblichkeit das Auditorium in einen Rausch von Entzücken versetzte. Wenn Lißt's Komposition Gelegenheit geboten, Kraft und rapide Fertigkeit zu entwickeln, so bot dieses Konzertino Gelegenheit, Eleganz, Gefühl und Zartheit zu zeigen.

Das Konzert war zu Ende.

Der Intendant trat zu dem Hofkapellmeister.

„Was sagen Sie, mein Bester?" fragte er, anscheinend gleichgiltig.

„Ich meine, daß dieses Zusammenspiel zuvor nie dagewesen."

„Ja, es ist großartig. Wir werden die Brüder zu einem Hofkonzerte heranziehen."

„Diese Ansicht wollte ich mir erlauben auszusprе-

chen, gnädiger Herr. Wir bieten dem allerhöchsten Hofe einen Genuß, der sobald nicht wieder zu beschaffen sein wird."

„Leiten Sie die Unterhandlungen ein, ich bitte Sie darum."

Der starre Etikettenmensch mußte sich beugen vor der Macht des Genies, mußte das Große und Schöne anerkennen, das seinen Zauber um alle Herzen schlang.

Der Graf und Antoinette feierten einen hohen Triumph, während sie die jungen Künstler ihren Gästen vorstellten. Auch der Vater, ein stattlicher Ungar mit starkem Schnur- und Knebelbarte, empfing die Glückwünsche der Enthusiasten. Man nannte seine Söhne Glückskinder und prognostizirte ihnen eine große Zukunft. Und wahrlich, wer von der Vorsehung so begnadigt ist, darf sich wohl ein Kind des Glückes nennen, einen Bevorzugten auf dieser Welt voll Noth und Sorgen.

Der Ball begann. Auch die fremden Künstler mußten theilnehmen. Aloise und Hermine, die Perlen des Festes, führten die ruhmgekrönten Virtuosen zum Tanze.

Kurz vor der zwölften Stunde traten einige Mas-

ken in den Saal, die nach hergebrachtem Brauche ihre Scherze trieben. Der Zeremonienmeister hatte für dieses Possenspiel gesorgt.

Eine reizende Zigeunerin näherte sich der Frau vom Hause, die, heiter gestimmt, in einer der Nischen saß und dem Tanze der schön geschmückten Paare zusah. Sie selbst leistete schon seit längerer Zeit auf die Freuden des Balls Verzicht.

Die Zigeunerin trug eine Halbmaske vor dem Gesichte, durch deren Löcher sich ihre dunkel glühenden Augen erkennen ließen. Der Mund war schön geformt und das zarte Kinn weiß wie Wachs. Sie glich in dem Kostüme von dunkelrother Seide einer Preziosa, die sich keck und anmuthig auf der Bühne bewegt. Ihre Taille war zart bis zum Umspannen. Ihr Füßchen, klein wie das eines Kindes, stak in einem feinen Stiefelchen von schwarzem Saffian. Den Kopf schmückte eine Art Amazonenhut mit weißer Feder. Eine hellblaue Schärpe, aus leichter Gaze gefertigt, legte sich nachlässig um die schwellenden Hüften. Durch zarten Flor sah man den runden Arm schimmern.

„Gott zum Gruße, Frau Gräfin!" sagte sie schalkhaft.

Antoinette erinnerte sich nicht diese Stimme gehört zu haben. Trotzdem nahm sie an, daß eine bekannte Dame einen Sylvesterscherz mit ihr treibe.

Sie ging darauf ein.

„Danke, mein liebes Kind!“

„Sie sind allein, gnädige Frau . . .“

„Weil Alles tanzt.“

„Und weil Sie an die Vergangenheit zurückdenken.“

„Auch das! Die gegenwärtige Stunde ist wohl geeignet, Erinnerungen zu wecken . . . Bitte leisten Sie mir Gesellschaft.“

Die Zigeunerin nahm auf dem nächsten Fauteuil Platz; sie saß dicht neben der Gräfin, die die Maske zu sondiren sich bemühte.

„Sie haben es übernommen, meine Liebe, die Gesellschaft zu amüsiren; ich spreche Ihnen meinen Dank dafür aus.“

„Dessen bedarf es nicht, gnädige Frau.“

„Und doch, die Aufgabe ist nicht gering. Kann ich Sie unterstützen?“

„Nein!“

„Ich bitte, dekouvriren Sie sich mir!“

Antoinette ergriff die kleine Hand der Maske.

Bei dieser Angelegenheit bemerkte sie, daß an dem Goldfinger ein prachtvoller Brillantring blitzte. Dieser Umstand bestärkte sie in dem Glauben, daß die Maske dem Kreise ihrer näheren Bekannten angehörte. Wie anders auch sollte sie in den Saal gekommen sein, wenn dies nicht der Fall wäre.

„Gnädige Frau,“ flüsterte die Zigeunerin in ernstem Tone, „Sie würden mich doch nicht erkennen, wenn ich die Maske abnähme.“

„Sind Sie denn fremd?“

„Halten Sie mich wofür Sie wollen, nur nicht für Ihre Feindin!“

„Das klingt ernsthaft.“

„Ich bin gekommen, um Ihnen einen Blick in die Zukunft zu gestatten. Was geschehen ist, wissen Sie, aber was geschehen wird . . .“

„Kann kein Mensch voraussagen. Gott hat es sehr weise eingerichtet, indem er vor das Auge des Menschen einen Schleier gezogen ...“

„Den ich, die Zigeunerin, zerreiße!“

„Ah, der Scherz beginnt!“ rief lachend die Gräfin. „Es ist das Metier der Zigeunerinnen, aus den Linien der Hand wahrzusagen. Ich will mich

Ihnen anvertrauen, schöne Maske ... der Sylvester-scherz soll durch meine Ungläubigkeit nicht gestört werden."

„Ich bedarf Ihrer Hand nicht."

„Was sonst?"

„Nichts, als daß Sie mich ruhig anhören."

„Aber beeilen Sie sich, reizende Zigeunerin, der Tanz ist bald zu Ende und dann beginnt die Tafel."

Die Maske rückte so nahe als möglich heran. Flüsternd fragte sie:

„Sie haben an die Vergangenheit gedacht?"

„Ja!"

„An den ersten Ball bei dem Herzoge von St. in Paris?"

Antoinette fuhr erstaunt zurück.

„Wie können Sie wissen?"

„Eine Zigeunerin weiß Alles; sie erräth die Gedanken und liest in der Zukunft. Der erste Ball, den Sie besuchten, brachte Ihnen den Gemal."

„Mein Gott!"

„Auch Ihre Tochter Aloise wird heute den künftigen Gemal finden."

„Ein halbes Kind noch . . ."

„Macht sie doch schon Eroberungen.“

„Ich bitte Sie“, sagte ernst die Gräfin, „scherzen Sie nicht mit solchen Dingen.“

„Wahrlich, ich scherze nicht. Glauben Sie mir, Aloise findet heute den künftigen Gemal, und wenn die Sterne nicht lügen, wird sie mit ihm ihr Glück finden.“

„Dies könnte einer Mutter, die ihr Kind liebt, nur erwünscht sein. Aber, Sie, Alleswissende, wer ist denn der künftige Gemal?“

Die Zigeunerin flüsterte geheimnißvoll:

„Er ist der Sohn eines großen Herrn, der Bruder einer armen Frau und der Neffe eines Bettlers.“

„Die Zusammenstellung ist nicht übel,“ meinte lächelnd die Gräfin.

„Aber wahr, durchaus wahr. Die Zukunft wird meine Worte bestätigen. Wollen Sie nun auch über Ihre Person etwas erfahren?“

„Ja!“

„Sie werden am Neujahrstage einen Brief erhalten, der Ihnen Nachricht von der Schwester bringt.“

„Von meiner Schwester?“

„Von Ihrer Schwester, gnädige Frau.“

„Ich habe nie eine solche gehabt.“

Die Zigeunerin achtete auf diese Einrede nicht; sie fuhr fort:

„Sobald es zwölf geschlagen: wird man Ihnen einen Blumenstrauß überreichen.“

„Wer überreicht ihn mir?“

„Eine Dame.“

„Bezeichnen Sie mir diese Dame, Maske.“

„Ich vermag es nicht; aber den Blumenstrauß werde ich Ihnen beschreiben. Zwei seltene Moosrosen stecken in einer Hülse von Gold; fünf glänzende Blätter umgeben die reizenden Blumen ... man ist geneigt, ihren Duft einzuathmen . . . aber begnügen Sie sich, die Blumen nur zu betrachten.“

„Warum?“

„Weil ihr Duft tödtet.“

Antoinette wich bestürzt zurück.

„Gibt es denn Menschen, die mir nach dem Leben trachten? Habe ich denn Feinde unter Denen, die ich heute zum frohen Feste geladen habe?“

„Auch diese Frage kann ich nicht beantworten.“

„Sind sie übermüthig, Maske!“

„Gnädige Frau, weisen Sie den Strauß nicht

zurück, nehmen Sie ihn, aber weihen Sie ihn der Vernichtung. Ich habe meine Mission erfüllt... auf Wiedersehen!"

Die Zigeunerin erhob sich rasch und verschwand in der Menge.

Antoinette wollte ihr nacheilen. Die Musik schwieg, die Paare der Tanzenden standen still. Die hellen Schläge einer großen Pendule verkündeten die Mitternachtsstunde.

„Das neue Jahr!" rief der Zeremonienmeister.

Das Orchester begrüßte es mit einem donnernden Tusche. Die Gäste, die von herbeieilenden Dienern gefüllte Champagnergläser empfingen, wünschten sich gegenseitig Glück und Heil und die Befreundeten reichten einander herzlich die Hände. Lautes Summen, Scherzen und Lachen erfüllte den Saal. Eine Gruppe Damen umringte die Gräfin, die nun die ausgesprochenen Glückwünsche entgegennehmen mußte; sie dankte nach allen Seiten und mehr als eine Freundin drückte ihr im Uebermaße der Gefühle einen Kuß auf die Wangen. Nachdem die älteren Damen die Zeremonie beendet, trat Aloise an der Spitze eines Zugs junger Mädchen heran. Sie

küßte der Mutter die Hand, sprach eine Gratulation und überreichte einen Strauß.

Die Gräfin betrachtete die Blumen... es waren zwei prachtvolle Moosrosen, umgeben von fünf glänzend grünen Blättern. Die Stiele staken in einer goldenen Hülse. Antoinette erschrak. Zitternd hielt sie den Strauß in der Hand...

„Was ist Ihnen?" fragten die zunächst stehenden Damen.

„Sie antwortete nicht, sie sah nur die Tochter an, die frisch und munter vor ihr stand.

„Ist mein Neujahrsgeschenk nicht schön, Mutter?" fragte Aloise.

„Wie kommst Du zu den seltenen Blumen?"

„Ich habe sie durch unsern Gärtner besorgen lassen?"

„Und die Hülse?"

„Hat unser Juwelier geliefert."

„Es ist gut ... ich danke Dir, mein Kind... Wie fühlst Du Dich?"

„Wohl, Mutter, recht wohl."

„Du hast viel getanzt, Deine Wangen glühen, Deine Augen glänzen ... Du bist doch ganz wohl?"

Antoinette ergriff hastig die Hand des jungen Mädchens.

Jetzt erschien auch der Graf. Er mußte die besorgte Mutter beruhigen. Die Zeremonie der Beglückwünschung ward rasch beendet. Die Damen zerstreuten sich. Die Gräfin erzählte dem Gemal die Andeutungen der Zigeunerin.

Julius betrachtete den Strauß, der wirklich verlockend aussah.

„Glaubst Du an einen Scherz, Julius?"

„Ich glaube Nichts; aber ich werde den Strauß untersuchen lassen. Wir haben achtzehn Jahre Ruhe gehabt; es ist nicht unmöglich, daß sich von Neuem die Hand eines Neidischen gegen uns erhebt. Für jetzt handelt es sich darum, daß ich der Zigeunerin habhaft werde. Verbirg den Strauß in Deinem Zimmer."

Die Gatten trennten sich. Antoinette eilte nach ihrem Zimmer, legte den Strauß auf eine Vase, die unter dem Spiegel stand, und kehrte in den Saal zurück. Julius hatte indeß die Zigeunerin gesucht; viele der Gäste hatten sie gesehen und priesen sie als eine wunderholde Erscheinung, aber Niemand wußte,

wohin sie gekommen. Der Zeremonienmeister berichtete, daß er mit Erstaunen höre, die Maske der Zigeunerin sei dem Herrn Grafen fremd, er habe sie für eine Freundin vom Hause gehalten, die einen Sylvesterscherz ausführe. Der Hausherr zwang sich zu lächeln, nahm die Miene eines Mannes an, der auf den Scherz eingeht und mischte sich unter die Gesellschaft, die im Saale auf und abwogte.

„Es ist doch wohl ein Scherz gewesen," dachte er, „aber ein unpassender Scherz. Wäre die Zigeunerin nur nicht verschwunden!"

Antoinette wich nicht mehr von der Seite ihrer Tochter. Aloise gab durchaus keinen Anlaß zu Befürchtungen, sie behielt die frohe Laune und freute sich in kindlicher Unbefangenheit des ersten Balles.

Eine Fanfare rief zur Tafel, die in dem Konzertsaale servirt war. Unter den Klängen der Musik führten die Herren ihre Damen dorthin.

Die Tafel bot einen prachtvollen Anblick. Gold und Silber flimmerte auf der weißen Damastdecke. Seltene Blumen in großen Vasen prangten dazwischen. Ein Heer von Lakaien stand bereit, die Gäste zu bedienen. Die Musik rauschte, hundert von Gasflammen,

die prachtvollen Kronleuchtern und Kandelabern entströmten, erfüllten den glänzenden Saal mit einem Lichtmeere.

Der Graf von Auerstein zeigte heute seinen Reichthum, seine Freigebigkeit, er, der in gewissen Kreisen für geizig galt. Wir erfahren später den Grund, der Julius veranlaßte, ein so überaus glänzendes Fest zu geben.

Als die Gäste Platz genommen, erschien eine Reihe von Dienern, die in silbernen Gefäßen die leckersten Gerichte trugen. Ein berühmter Koch hatte die Leitung der Küche übernommen, die Vorzügliches lieferte. Der Festgeber hatte ihm gesagt: Ich scheue keine Kosten, beschaffen Sie das Beste. Und der Küchenheld zeigte sich nun in seiner ganzen Größe. Er hatte versprochen, die königliche Tafel zu übertreffen und er übertraf sie.

Die feinsten Weine perlten in Kristallgläsern.

Der Graf eröffnete die Reihe der Toaste mit einer allgemeinen Bewillkommnung und wünschte den Gästen, deren Wohl er ausbrachte, Glück und Heil zum neuen Jahre.

Die Trompeten schmetterten, die Pauken wirbelten.

Nach und nach ward die Stimmung heiterer; der Wein verscheuchte den steifen Ton, der zu Anfang des lukullischen Mahles herrschte. Ein Legationsrath brachte ein Hoch auf den Grafen, den er früher Kollege zu nennen, die besondere Ehre gehabt.

Der arme Gesandtschafts-Attaché mußte lächeln; früher hatte ihn ein Legationsrath kaum beachtet.

Der Hoftheater-Intendant ließ die Dame vom Hause leben; er sprach in gereimten Versen, die er seinem Gedächtnisse wacker eingeprägt, süß und näselnd. Die Verse hatte ein armer Poet gemacht. Sie gefielen und der Sprecher zog den Beifall ein wie einen Tribut, der ihm gebührt.

Ein junger Mann erhob sich, eine echt aristokratische Erscheinung. Das schwarzgelockte Haar und das feine Bärtchen über der Oberlippe standen ihm reizend. Er trug die feinste Balltoilette. War sein Gesicht auch ein wenig bleich, so verrieth es doch nichts Krankhaftes. Seine großen dunkeln Augen glänzten hell unter starken, schön geschweiften Braunen. Aller Aufmerksamkeit, vorzüglich die der Damen, war auf den Sprecher gerichtet, der ruhig über die glänzende Tafel hinwegsah. Er brachte mit volltönender

Stimme und in blumenreicher Sprache einen Toast auf die Tochter vom Hause, die Freude, der Stolz und die Hoffnung der Eltern. Alle Gäste stimmten enthusiastisch ein. Das Orchester schmetterte eine brillante Fanfare durch den Saal. Die kurze, aber schöne und gediegene Rede hatte allgemeinen Beifall gefunden.

„Wer ist der junge Mann?" fragte Einer den Andern.

„Warum läßt gerade er die junge Gräfin leben?"

„Ich kenne ihn nicht!"

„Mir ist er nie zu Gesichte gekommen."

So lauteten die Fragen und die Antworten, die dem Toaste folgten. Ein Herr wandte sich an den Grafen. Dieser antwortete lächelnd:

„Er ist ein junger Diplomat, der zu großen Hoffnungen berechtigt. Der Legationsrath von Seebach hat ihn eingeführt."

„Wie heißt er?"

„Wahrlich, ich habe den Namen vergessen."

„Er ist doch von Adel?"

„Gewiß, gewiß!"

Mehr ließ sich vor der Hand über den Sprecher nicht herausbringen.

Antoinette beobachtete unausgesetzt ihre Tochter. Aloise sah rosig frisch aus wie der junge Mai, sie war die reizendste Blume in dem reichen Kranze junger Damen, der die Tafel schmückte. Mehr als ein sehnsüchtiger Blick richtete sich auf sie, das einzige Kind vom Hause, die alleinige Erbin eines kolossalen Vermögens. Wir fügen hinzu, daß der Graf die Güter seiner Gattin in Frankreich größtentheils verkauft hatte und daß die nach einem alten Gesetze erbberechtigten Herzöge ausgestorben waren. Der Notar Frison lebte noch, er hatte das Geschäft vermittelt. Wohlhabend geworden durch seine Praxis war er in den Ruhestand getreten und korrespondirte nur noch mit dem Grafen. Wir werden später über dieses Verhältniß Näheres erfahren.

Auch der Hofkapellmeister erhob sich; er gedachte der Kunst, die in dem hochherzigen Grafen einen Pfleger und Schützer gefunden und brachte den jugendlichen Virtuosen ein Hoch, ihnen Glück wünschend für das neue Jahr und für alle Zeiten.

Nach zwei Stunden war die Tafel vorüber. Der

Ball begann wieder. Der junge Diplomat eröffnete mit Aloisen den Tanz. Antoinette zog sich mit befreundeten älteren Damen in ein offenes Nebengemach zurück, von wo aus sie den Ballsaal übersehen konnte. Die Herren suchten die Spielzimmer auf. So verfloß der Rest der Nacht. Um vier Uhr Morgens war der Ball zu Ende.

„Gott sei Dank!" flüsterte Antoinette dem Gemale zu. „Die Pein wäre überstanden."

„Wir haben eine unerläßliche Pflicht erfüllt."

„Ich weiß es wohl."

„Der Etikette ist nun Genüge geschehen."

„Ruhe aus, liebe Frau."

„Ich bin recht müde. Aloise!"

„Liebe Mutter!"

„Wie befindest Du Dich, mein Kind?"

„So wohl, daß ich den Ball noch einmal beginnen könnte. Ach, Mutter, es geht Nichts über die Freuden des Tanzes!"

Das reizende Mädchen hing sich an den Arm der Mutter, die es froh bewegt an sich drückte. Die Gräfin mußte lächeln, als sie der Zigeunerin gedachte, die von der Gefährlichkeit des Blumen-

straußes gesprochen hatte. Ein toller Sylvesterscherz! dachte sie. Wir erfahren wohl noch, wer die Zigeunerin gewesen ist. Der Graf dachte schon längst nicht mehr daran, ihm gingen ganz andere Dinge durch den Kopf. Vater, Mutter und Tochter, Arm in Arm, folgten dem Diener, der voranleuchtete. Sie durchschritten mehrere Gemächer und erreichten das Boudoir der Gräfin. An der Schwelle blieb der Graf stehen; er küßte zuerst die Gattin, dann die Tochter, die sich innig an seinen Hals hing. Der erste Ball hatte sie hoch beglückt. Antoinette mußte lächeln; gerade so war ihr zu Muthe gewesen nach dem ersten Balle, wie Aloise hatte auch sie die alte Elise umarmt, als die Freude des Festes verrauscht war. Wehmüthige Erinnerungen stiegen in ihr auf; sie konnte sich nicht enthalten, die reizende Tochter zu küssen und dem Gemale zuzuflüstern: „Glückliche Jugendzeit! Ach, und sie vergeht so rasch!"

Der Graf schloß Beide, seine theuersten Güter, in die Arme. „Wir genießen heute andere Freuden als damals," sagte er. „Danken wir dem Himmel dafür! Gute Nacht, gute Nacht!"

Er wollte gehen. Da stieß der Diener, der sich

in dem Boudoir befand, einen durchdringenden Schrei aus.

„Was gibt es?"

„Gnädiger Herr, gnädiger Herr!"

Der Graf eilte in das Gemach.

Antoinette und Aloise folgten ihm

Ein gräßlicher Anblick bot sich ihnen. Das Kammermädchen lag am Boden. Die starren Augen, das bleiche Gesicht verriethen, daß die Arme, ein kaum zwanzigjähriges Mädchen, todt sei. Sie befand sich noch in vollständiger Toilette. Neben ihr lag . . . der verhängnißvolle Rosenstrauß.

Antoinette schrie laut auf; sie hatte den Zusammenhang der Dinge sofort erkannt. Die Zofe hatte, die in dem Boudoir ihrer Herrin warten sollte, den reizenden Strauß erblickt und, indem sie dessen Duft einsog, den Tod gefunden.

„O, mein Gott, die Warnung der Zigeunerin hat nicht gelogen!"

Auch Julius stand bestürzt neben der Leiche.

Man glaubte Anfangs, die Zofe sei nur ohnmächtig; als aber das Rütteln und die Essenzen des Dieners erfolglos blieben, stellten sich Furcht

und Schrecken ein. Die Glocke rief die übrigen Domestiken herbei. Man brachte die Leiche fort. Ein Diener mußte den Arzt, ein anderer den Polizei-Kommissär holen. Den schrecklichen Strauß legte man auf einen Kristallteller und bedeckte ihn mit einer Glasglocke.

Antoinette schloß die Tochter in die Arme.

„Hast Du die Rosen nicht an die Nase gebracht?" fragte sie zitternd.

„Nein, Mutter."

„Aber wie ist dies möglich?"

„Ich erinnere mich nicht mehr, wie es gekommen; nur soviel weiß ich, daß ich ihre Frische nicht zerstören wollte."

„Wer hat die Hülse gekauft?"

„Ich selbst, Mutter."

„Und wer hat die Rosen besorgt?"

„Der Gärtner; sie sind aus unserem Treibhause."

Mehr war für den Augenblick nicht zu erfahren.

Der Graf war ernst und nachdenkend geworden, als die Gemalin die ganze Unterredung mit der Zigeunerin noch einmal wiederholt hatte.

„Ich dringe auf die strengste Untersuchung!" rief

er aus. „Die Behörden werden der Zigeunerin schon auf die Spur kommen.“

„Sie hat mich gewarnt,“ meinte Antoinette.

„Ein Beweis, daß sie die Gefährlichkeit des Straußes gekannt hat. Das Komplott muß ans Licht . . . es existirt ein Komplott gegen uns. Heiliger Gott, wenn Aloise als Opfer gefallen wäre!“

„Mein Kind, Du bist wie durch ein Wunder gerettet!“

Aloise erzählte, daß sie nicht daran gedacht habe, den Duft der Rosen zu prüfen; sie habe den Strauß in ein Tuch gehüllt von der Zofe empfangen als sie sich seiner habe bedienen wollen. Der prachtvolle Anblick allein habe sie entzückt.

Der Arzt kam zuerst. Er bestätigte den Tod des Kammermädchens, der in Folge eines Gehirnschlags eingetreten sei. Auch der Polizeikommissär erschien. Er notirte die ersten Berichte der beiden Damen, nahm den Strauß und ließ sich ein Zimmer anweisen, in dem er den herbeigerufenen Gärtner verhörte. Der alte Mann war wie aus den Wolken gefallen; er führte den Kommissär in das Gewächshaus und zeigte ihm ein zweites Exemplar

künstlich gezogner Moosrosen. Er beroch und befühlte die Blumen.

„Wem haben Sie den Strauß eingehändigt?"

„Dem Fräulein selbst."

„Wo?"

„In dem Zimmer des Fräuleins."

„Wann?"

„Eine Stunde vor dem Balle."

„Wie hat man die Blumen aufbewahrt?"

„In einem mit Wasser gefüllten Weinglase."

Der Gärtner war offenbar schuldlos. Er, der seiner Herrschaft so lange treu gedient, konnte unmöglich einen Mord beabsichtigen, auch ließ es sich nicht erklären, wie und wo er das Gift erhalten haben konnte, das man den Blumen mitgetheilt. Es setzte dies eine Kenntniß der Gifte voraus, die nur auf wissenschaftlichem Wege zu erlangen war. Man ließ den Gärtner auf freiem Fuße.

Die Leiche des Kammermädchens ward behufs der Sektion in das Hospital geschafft.

Die Nachsuchung bei dem Hofjuwelier blieb ebenfalls resultatslos. Die junge Gräfin selbst hatte unter einer Menge Hülsen die ausgewählt, die sie

am zierlichsten gehalten. Aloise versicherte, daß Hülfe und Strauß so lange in ihrem Zimmer geblieben, bis die Zofe sie ihr in den Saal gebracht habe. Während dieser Zeit also mußte die Vergiftung geschehen sein. Daß die Zofe darum gewußt, ließ sich ebenfalls nicht annehmen, sie würde sich sonst wohl gehütet haben, den Duft der vergifteten Blumen einzuathmen. Die Aerzte gaben schon um Mittag des folgenden Tages das Gutachten ab, daß die Blätter des Straußes ein feines Gift enthielten; sie begründeten dieses Gutachten durch eine wissenschaftliche Abhandlung, die den Akten beigegeben wurde. So endete der Sylvesterball, den der Graf von Auerstein veranstaltet hatte.

Von der Zigeunerin war keine Spur zu entdecken. Der Portier, der stets die Thür beobachtet, hatte nicht einmal gesehen, daß sie sich entfernt hatte. Die in der Garderobe beschäftigt gewesenen Domestiken erinnerten sich nur, eine zarte, elegante Gestalt in dem beschriebenen Kostüme vorüberhuschen gesehen zu haben. Einen Mantel oder Pelz hatte sie weder abgegeben noch zurückverlangt, während die übrigen zu dem Scherze herbeigezogenen Masken sich nach zwölf Uhr umgekleidet hatten und ballmäßig geschmückt in den Saal zurückgegangen waren.

„Sollte die Herzogin sich wieder regen?" fragte Antoinette Abends, als sie mit dem Gemale allein war.

„Die Frau muß verschollen sein."

„Das eben erfüllt mich mit Befürchtungen; sie hat unsere Pension nur einige Jahre angenommen, von äußerster Noth gezwungen. Die Scene in dem Hotel wird sie nicht vergessen können . . ."

„Wohl möglich; aber warum sollte sie sich an mir rächen wollen, der ich jene Scene nicht herbeigeführt und der so rasch zur Witwe gewordenen Frau nur Gutes erwiesen habe?"

„Immerhin, die Partei in Frankreich ruht nicht. Du solltest dem Staatsanwalte Mittheilungen machen, daß er auf die Spur gelenkt werde."

„Ich will mit meinem Rechtsanwalte Rücksprache nehmen."

Antoinette sah es dem Gemal wohl an, daß er den Schleier nicht gern lüftete, der über der Vergangenheit ihrer Familie ruhte. Bis heute war es noch unentschieden, ob die Herzogin gelogen hatte, um sich zu rächen, oder ob Antoinette wirklich die Tochter des Pfarrers von Naberg war.

5.

Die Modistin.

In einer der Hauptstraßen der Residenz sah man an einem stattlichen Hause ein Schild mit der Inschrift: „Putz- und Modewaarenhandlung von Sophie Baum.“ Hinter großen Kristallscheiben zeigten sich, zum Kaufe einladend, die feinsten Toilettengegenstände. Das Aeußere des Ladens war elegant wie das Innere. Wir bitten den Leser, mit uns das erste Magazin der Stadt zu betreten.

Der Raum ist groß, hell und prachtvoll eingerichtet, ganz nach Pariser Art. Ein glänzender Ladentisch trennt die Käufer von den Verkäuferinnen. In hohen Glasschränken befinden sich die Artikel, die theils aus der Stadt der Moden verschrieben, theils in dem Atelier der Modistin gefertigt sind. Alle

Gegenstände, die nicht von Sophie Baum gekauft, haben bei den Damen der Aristokratie keinen Werth. Nur hier findet man den neuesten Schnitt, die beste Facon, die reichsten Stoffe, die geschmackvollste Arbeit und größte Auswahl. Der Ruf der Firma war so bedeutend, daß die Damen des Hofes hier kauften. Nicht selten hielten drei bis vier Equipagen vor der Thür.

Hinter dem Ladentische sind drei Damen beschäftigt, Kartons zu ordnen und sie an den Ort zurückzustellen, dem sie entnommen. Alle drei sind reizende junge Mädchen, höchst sauber und elegant gekleidet und einander so ähnlich, daß man auf den ersten Blick sich sagen muß: Diese sind Schwestern.

Und sie sind es auch. Die älteste mag achtzehn, die mittlere sechzehn, die jüngste fünfzehn Jahre zählen. Viele, die dies nicht wußten, waren der Meinung, die Schwestern ständen im gleichen Alter. Mutter Natur hatte sie ohne Ausnahme freundlich bedacht; Rosa, die älteste, war so schön als Doris, die zweite und Martha, die jüngere stand den beiden in keiner Beziehung nach. Alle hatten schwarzes Haar, blaue Augen und blendend weißen Teint. Ihr Wuchs war untadelhaft. Alle Toilettengegenstände, selbst die kleinsten,

waren von derselben Farbe und demselben Schnitte. Dieser Umstand erhöhte die Aehnlichkeit. Heute trugen die Schwestern dunkelgrüne Kleider vom feinsten Thibet, kleine Schürzchen von schwarzem Tafft, deren Schnüre die schlanken Taillen abzeichneten, und am Halse dünne Goldketten mit Kreuzchen. Die zierlichen Händchen schmückten Handschuhe von gehäkelter Seide, die nur bis an die Knöchel reichten; die Finger blieben frei, daß sie sich ungehindert bewegen konnten. Schleifen von dunkelrothem Sammt, allerliebst verschlungen, schmückten die Häupter der jungen Damen. Ihre freundlichen Mienen verriethen, daß sie sich der Beschäftigung gern unterzogen; sie lächelten sich einander zu, so oft die Blicke sich begegneten, und hatten sie eine Frage auszusprechen, so geschah es mit großer Ruhe, fast mit Sanftmuth.

In dem Hintergrunde des Ladens befand sich das Komptoir. Hier waltete die Herrin, Madame Sophie Baum. Ein Greis fungirte als Buchhalter; es war der ehemalige Pfarrer, der Vater Sophiens.

Wir können hinzufügen, daß ihn die Last der Arbeit nicht erdrückte, daß er nach Gefallen kommen

und gehen konnte und daß er sich nur beschäftigte, um die Langweile zu tödten. Das sorglose Leben und die Freude an seiner Tochter und seinen Enkelinnen hatte den Alten noch einmal gekräftigt. War sein Haar auch schneeweiß, sein Auge glänzte noch hell und freundlich.

Madame trat aus dem Komptoir, eine stattliche, gut genährte Frau. Sie war in schwarze Seide gekleidet. Ein grauer Pelzkragen bedeckte ihre runden Schultern. Das volle Gesicht war immer noch schön, trotz der neunundreißig oder vierzig Jahre, die Madame Baum schon auf der Erde existirte. Das blonde Haar, sorgfältig koiffirt, hatte noch keine Veränderung erlitten; wie einst, als Sophie noch die Braut des Stahlstechers war, glänzte es auch heute noch wie Seide. Die Röthe der Wangen hatte sich veroren; trotzdem sah Madame noch nicht so alt aus als sie war; sie glich einer Frau von dreißig Jahren, die mit ihren vollen, runden Formen noch kokettirt. Ein feines geschmeidiges Benehmen, wie es nur Modistinnen ersten Ranges eigen ist, machte Madame, die kein Häubchen trug, zu einer pikanten Erscheinung. Ein Zug von männlicher Energie milderte

den guten Eindruck ein wenig, den sie auf den Beobachter ausübte.

Es gab Herren, natürlich schon im vorgerückten Alter, die Madame Baum als eine vollendete Schönheit priesen. Die Schönheit der Töchter hatte schon einen gewissen Ruf erlangt, man nannte sie allgemein die drei Grazien. Bei der Frequenz, deren sich das Geschäft erfreute, kann man sich darüber nicht wundern; kamen doch Hunderte von Kunden täglich in das Gewölbe, die die Grazien von Angesicht zu Angesicht sahen und mit ihnen sprachen. Wenn junge Männer nach gewissen Artikeln fragten, auch wohl kauften, so hatten sicher die reizenden Verkäuferinnen sie angezogen. Niemand konnte sich indeß einer Bevorzugung rühmen; die drei Schwestern behandelten Jeden, der kam, gleich freundlich, artig und dezent. Die Mutter wachte mit Argusaugen über die Aufrechthaltung des guten Tons.

Eine Stickerin, ein armes bleiches Mädchen, lieferte Arbeit ab.

Madame, die hinter dem Ladentische stand, prüfte mit Kennermienen die Stickerei.

„Gut, recht gut, mein Kind!“

„Sind Sie zufrieden, Madame?“ fragte die Arbeiterin, die vor Frost zitterte.

„Wann haben Sie die Stoffe geholt?“

„Vor sechs Tagen.“

„Und jetzt schon ist die Arbeit vollendet?“

„Ich habe die Nächte zu Hilfe genommen, Madame . . .“

„Das müssen Sie wohl. Die Ablieferung war indeß nicht so pressant; Sie hätten sich die Nachtruhe nicht zu rauben brauchen.“

Die Arbeiterin lächelte schmerzlich.

„Mir wäre es lieb gewesen, wenn ich gestern schon hätte liefern können.“

„Warum?“

„Es ist ein strenger Winter, alle Bedürfnisse sind theuer . . .“

„Ja, ja, Sie haben Recht!“

„Und meine Börse ist leer . . .“

Madame Baum sah mitleidig das Mädchen an; sie mochte sich wohl der Zeit erinnern, in der auch sie mit Mangel, Noth und Krankheit zu kämpfen gehabt hatte. Sie selbst war ja eine arme Stickerin gewesen.

„Wie viel glauben Sie verdient zu haben?"

„Wie viel ich glaube?"

„Ja, mein Kind."

Das Mädchen sah erstaunt auf.

„Sie selbst, Madame, kennen die Preise besser..."

„Ich spreche nicht von mir."

„Wie oft haben Sie mir Geld ausgezahlt."

Madame lächelte; sie mußte sehr guter Laune sein.

„Heute, mein Kind, sollen Sie abschätzen."

„Ach Gott, wie soll ich das anfangen!"

„Nennen Sie mir den Preis, den Sie sich gedacht haben, wenn Sie Nachts an Ihrem Tischchen saßen."

Die Arbeiterin schien zu glauben, man treibe einen Scherz mit ihr.

„Madame, ich weiß nicht . . . Ist es doch, als ob Sie meine Gedanken errathen . . ."

„Und was haben Sie gedacht?"

„Wenn ich einmal zehn Thaler bekäme, so wäre all' meiner Noth abgeholfen . . . ich könnte Feuerung und Licht beschaffen, könnte den Miethzins für die Wohnung zahlen, in der auch meine arme Mutter..."

„Genug!"

„Nicht wahr, das ist ein unbescheidener Wunsch?“

„Das finde ich nicht . . .“

„Soviel Geld für eine Stickerei.“

„Rosa!“ rief die Modistin.

„Liebe Mutter?“

„Zahle Mademoiselle zehn Thaler aus der Kasse.“

„Gleich!“

Rosa öffnete einen Kasten, holte zehn Silberthaler hervor und legte sie auf den glänzenden Ladentisch.

„Nehmen Sie, Mademoiselle!“ bat sie freundlich.

Die arme Stickerin war keines Wortes mächtig; sie sah sich nach Madame um . . . diese war verschwunden, sie hatte sich in das Komptoir zurückgezogen.

„So nehmen Sie doch!“ wiederholte Rosa.

„Ich habe ja kaum die Hälfte zu fordern.“

„Mutter hat die Zahlung von zehn Thalern anbefohlen . . . da sind sie.“

Zwei Damen in prachtvollen Pelzmänteln traten ein. Doris und Martha empfingen diese Damen. Rosa rollte das Geld in ein Stück Papier und gab es der Arbeiterin.

„Kommen Sie morgen oder übermorgen wieder und Sie werden neue Aufträge erhalten; ich sorge dafür!“

„Gott lohne es Ihnen!“

„Mutter ist beschäftigt, Sie können sie später sprechen.“

Die Arbeiterin ging. Thränen des Dankes und der Freude rannen ihr über die bleichen Wangen. Sie konnte sich die Großmuth der Modistin nicht erklären, da sie heute die erste Arbeit abgeliefert hatte. Gewöhnt an kalte und harte Behandlung, an Feilschen um einen Kreuzer, an Heruntersetzen und Tadeln der Arbeit, fand sie in Madame Baum eine Frau, die schnurstracks das Gegentheil von anderen Modistinnen war.

Beobachten wir die beiden Damen, die zuletzt eingetreten sind. Sie müssen reiche, sehr reiche Leute sein. Vor der Thüre hält die glänzende Equipage, die sie gebracht. Ein Diener, der einen so langen Rock trägt, daß bequem zwei daraus verfertigt werden können, stand neben dem Wagen und unterhielt sich mit dem Kutscher, dessen Kopf in einem großen Pelze stak.

Die eine der Damen war bejahrt; sie hatte schon ergrautes Haar. Aber ihre Toilette war kokett wie die eines jungen Mädchens. Die andere war eine bleiche, nicht schöne junge Dame. Ihr knochiges Gesicht und ihr kaltes Auge verriethen Stolz und Härte. Beide hatten die Muffe auf den Tisch gelegt, der hinter ihnen an der tapezirten Wand stand.

„Was steht zu Befehl?“ fragte artig und bescheiden Martha, die jüngste der drei Grazien, die harrend hinter dem Ladentische standen.

Das Bild, das die drei Mädchen boten, war ein reizendes.

„Legen Sie mir Kopfputze vor!“

„Zum Balle?“

„Wir werden schon wählen!“ antwortete stolz die jüngere Dame.

Die Mädchen wandten sich. Im Augenblicke standen eine Menge Kartons auf dem Tische, deren Deckel wie im Nu verschwanden. Kostbare Artikel blitzten den Damen entgegen.

„Hier ist Alles für die Balltoilette!“ sagte Rosa.

„Hier für die Matinee!“ rief Doris.

„Und hier," fügte Martha hinzu, „für die Haus-toilette."

Alle drei hielten Putzsachen auf den zarten weißen Händchen.

„Für den Ball!" sagte die ältere Dame.

Jetzt war Rosa an der Reihe.

Sie nannte ein Dutzend der verschiedensten Schmucksachen, die sie in Kartons vorlegte.

„Sind dies die neuesten Muster?" fragte die ältere Dame.

„Wir halten nur Lager in neuesten Mustern."

„Von wo beziehen Sie?"

„Von Paris und London."

„Was ist das?"

„Ein Nest mit natürlichen Vögeln. ... Kolibri's .... Man trägt sie diesen Winter auf den Hofbällen der Kaiserin Eugenie . . ."

„Sind in unserer Residenz schon Exemplare verkauft?"

„Ich habe noch keine verkauft."

„Haben andere Handlungen dergleichen auf Lager?

„Darüber wird Mutter Auskunft geben."

Sie zog an einer Schnur und gleich darauf er-

schien Madame Baum. Rosa legte ihr die Fragen vor. Madame lächelte vornehm.

„Diese Nester," sagte sie, „sind sehr theuer; man sucht sie nur in meinem Magazine. Andere Handlungen wagen es nicht, sie kommen zu lassen... ich darf es schon, da ich mit dem Hofe in Verbindung stehe. Prinzessin Sidonie hat das erste Exemplar bezogen . . ."

„Sonst ist keins in der Stadt abgesetzt?"

„Ich kann es versichern."

„Nennen Sie uns den Preis dieser beiden Nester."

„Dreißig Friedrichsdor."

„Kolossal!" rief erstaunt die Dame.

„Die Augen der Vögel sind echt, wie die Vögel selbst. Ich kann sie nicht billiger ablassen . . . in den nächsten Tagen wird die Nachfrage groß sein..."

„Einpacken!" befahl die jüngere Dame.

Die ältere holte Banknoten aus ihrem Portefeuille und bezahlte.

„Soll ich den verehrten Herrschaften die Kartons nachsenden?" fragte artig die Modistin.

„Unser Diener mag sie in den Wagen tragen!"

Das Geschäft war abgemacht. Die Damen ent-

ferten sich. Der Bediente nahm die Kartons in Empfang und folgte seiner Herrschaft. Eine Minute später rollte die Equipage davon.

„Jede gute That belohnt sich, ehe wir es vermuthen,“ dachte Madame Baum. „Das Geld, das ich der armen Stickerin geschenkt, ist mir schon mit Zinsen zurückgegeben.“

Sie ging in das Komptoir zurück.

„Vater,“ sagte sie liebreich zu dem Greise, „es ist elf Uhr vorüber . . . gehe zum Frühstück in die Weinhandlung, Deine Gesellschaft wird wohl schon warten.“

„Gibt es nichts mehr zu thun für mich?“ fragte lächelnd der Alte.

„Nein. Wie sieht es aus mit Deiner Kasse?“

„Sie ist noch gefüllt, liebe Tochter. Du sorgst ja so großmüthig für mich, daß ich nie in Verlegenheit gerathe.“

Sophie küßte dem Vater die zitternde Hand.

„Sprich nicht von Großmuth,“ sagte sie mit bewegter Stimme; „ich erfülle eine heilige Pflicht, die der Dankbarkeit gegen einen Vater, dem ich früher

großen Kummer bereitet habe. Ach, wie glücklich fühle ich mich, daß ich Dir den Abend Deines Lebens erheitern kann. Du hast viel Kummer gehabt, hast viel gelitten."

Sie half ihm einen schönen Pelz anziehen und reichte ihm den Hut. Dankbar reichte ihr der Greis die Hand und ging.

„Guten Morgen, Großvater!" riefen die Grazien im Laden.

„Ah, Ihr seid schon so fleißig, meine lieben Kinder?"

„Wohin, Großvater?"

„Zum Frühstück . . . die gute Mutter hat es befohlen."

„Guten Appetit!"

„Danke, danke, danke!"

Eine nach der Andern drückte einen Kuß auf die dargereichte Hand des Großvaters, der mit inniger Freude die reizenden Enkelinnen betrachtete und dann aus dem Laden auf die Straße trat. Er war noch recht rüstig der alte Mann; nach zehn Minuten schon hatte er sein Ziel erreicht, eine der besten Weinstuben der Residenz, in der er frühstückte und die Zei=

tungen las. Wir überlassen ihn seiner Beschäftigung und kehren in den Laden zurück. Das Geschäft war diesen Morgen nicht so flott als an anderen Tagen; die Käuferinnen, die erschienen, wurden rasch abgefertigt, es entstand eine längere Pause, ehe neue eintraten. Die Schwestern setzten sich dann an das Fenster, nahmen eine Stickerei zur Hand und arbeiteten, um nicht müssig die Zeit zu verbringen. Madame Baum verließ durch eine Hinterthür das Komptoir, betrat die Hausflur und stieg die Treppe zu dem ersten Stocke hinan, in dem sich die Wohnung befand. Die Modistin hatte ein so einträgliches Geschäft, daß es ihr möglich geworden war, das Parterre und die erste Etage zu miethen. Und wie sauber und nett war die Einrichtung! Weiche Decken lagen auf dem Boden, dunkle Wintergardinen schmückten die Fenster und schöne Möbel standen überall. Geschmack und Wohlstand, selbst hier und dort Luxus, herrschten in diesen Räumen. Madame betrat ein Zimmer, das nach der Straße hinausging. Eine milde Wärme quoll ihr entgegen.

„Sophie!“ rief eine Stimme.

„Ich bin es, Ernst! Mann, lieber Mann!“

Sie eilte zu ihm, der auf dem Sopha saß und mit einem Hündchen spielte. Innig küßte sie dem Blinden den Mund und drückte seinen Kopf an sich. Der frühere Stahlstecher war nicht so wohl genährt als seine Gattin; er war hager und sah bleich aus. Sein dunkles Haar war zwar noch voll, aber starke Silberstreifen darin machten sich schon bemerkbar. Er trug einen eleganten Schlafrock und schön gestickte Hausschuhe.

„Ernst," sagte die Gattin, indem sie sich neben ihm niederließ, „Du bist wieder sehr erregt, ich sehe es Dir an. Man sollte Dich nicht einen Augenblick allein lassen. Fehlt Dir die Unterhaltung, so marterst Du Dich mit Gedanken, die Du verbannen solltest."

Der Gatte fuhr mit der Hand über seine hohe Stirn. Nachdem er einen tiefen Seufzer ausgestoßen, sagte er:

„Wir haben gestern ein neues Jahr angetreten, und darüber habe ich nachgedacht. Jeder andere Mensch, der arbeiten kann, blickt froh in die Zukunft . . . er entwirft Pläne, denkt an Spekulationen und berechnet im Geiste schon den möglichen

Gewinn . . . Alles reizt, Alles spornt ihn an . . . mir fließt das Leben dahin wie ein trüber Bach; ich weiß nicht, ob es Tag oder Nacht ist, ob die Sonne scheint oder ob Regen oder Schnee fällt . . ."

Sophie unterbrach seine Klagen.

„O, das ist traurig," rief sie aus, „das ist mehr als traurig, es ist gräßlich! Ernst, wer wollte das verkennen? Aber bedenke doch, daß Du nicht zu arbeiten brauchst, daß Deine Frau und Deine Kinder für Dich schaffen . . . Wir haben Glück gehabt, wir haben es immer noch, unser Wohlstand wächst mit jedem Tage . . . Dir geht Nichts ab, Alles was Du wünschest steht Dir zu Gebote . . . Sei nicht undankbar gegen das Schicksal, das Dich zwar auf der einen Seite schwer heimsucht, auf der andern aber begünstigt. Du besitzest hoffnungsvolle Kinder und eine treuliebende Gattin . . . Ernst, Du müßtest schon daran gewöhnt sein . . ."

„Es ist nicht möglich!" murmelte er vor sich hin und sein Kopf sank tief auf die Brust herab. „Was nützt mir der Wohlstand, den ich nicht sehe? Wie können mich meine Töchter erfreuen, wenn sie stets in Nacht gehüllt sind? Und Du, Sophie . . .

Ach, mit einem unbeschreiblichen Gefühle denke ich an das Hospital zurück. Damals war ich arm, ganz arm . . . aber ich war nicht blind und konnte arbeiten. Wie oft ist der Wunsch in mir aufgestiegen: lebtest Du doch in bescheidenen Verhältnissen und könntest Du Dir sagen, das, was vorhanden, hast Du erworben . . .“

„Ernst,“ unterbrach ihn die Gattin gekränkt, „bist Du zu stolz, um mir und Deinen Kindern zu gestatten, für Dich zu sorgen? Anstrengende Arbeit hat Dir das Augenlicht geraubt, Du hast Dir nicht muthwillig das schwere Leiden zugezogen . . .“

„Aber ich habe Nichts für Euch gethan!“ rief bitter der arme Mann. „Du hast einem Blinden die Hand gereicht, Sophie . . . Du hast gewußt, daß Du mich ernähren mußt . . . Und ich bin darauf eingegangen... Freilich hoffte ich das Augenlicht zurückzuerhalten... Ich bereue es doch!“ fügte er rasch hinzu.

Sophie ergriff sanft seine Hand.

„Ernst,“ fragte sie, „Du hälst es also für ein Opfer, das ich Dir gebracht, als ich Dir die Hand reichte?“

„Für ein großes, schweres Opfer.“

„Gut, auch ich will es dafür nehmen. Nun fordere ich aber auch, daß Du dankbar bist.“

„Wie?“ fragte aufhorchend der Blinde. „Wie kann ich meine Dankbarkeit beweisen?“

„Dadurch, daß Du Dich ruhig verhältst und eine neue Operation gestattest. Ein berühmter Professor der Augenheilkunde lebt jetzt in unserer Stadt . . . er wird diesen Mittag kommen, um Dich zu untersuchen. Weise ihn nicht ab, er ist ein gar geschickter Mann, der vielen Leidenden schon geholfen hat. Die Versuche, die bis jetzt erfolglos gemacht worden sind, können nicht entscheiden . . . Willst Du eine neue Untersuchung gestatten? Willst Du Dich ruhig der Operation unterziehen, wenn der Professor sie gerathen findet?“

Der Blinde saß regungslos.

„Ich möchte gerne mein Augenlicht wieder haben;“ murmelte er.

„Es ist Aussicht dazu vorhanden.“

„Sophie, Sophie, sei aufrichtig!“

„Was willst Du denn wissen, lieber Ernst?“

„Du hast mir schon zweimal Pfuscher zugeführt . . .“

„Man hatte mir jene beiden Aerzte dringend empfohlen.“

„Der Eine operirte schlecht, der Andere gar nicht, weil er eine Operation für zwecklos erklärte. Und damit war die Sache abgethan. Jetzt kommst Du zum dritten Male . . .“

„Wir dürfen doch kein Mittel unversucht lassen . . .“

„Sophie, kommt auch wirklich der berühmte Professor?“

„Um des Himmels willen, Ernst, was soll das heißen? Ich werde mich doch nicht betrügen lassen. Oder meinst Du, daß ich Dich hintergehe?“

„Nein, nein!“ rief Ernst unruhig. „Ich kann nicht sehen, kann nicht entscheiden, muß mich Deiner Führung überlassen und der Deines Vaters . . . Laß den Professor kommen . . . er soll mich untersuchen und operiren. Das Schlimmste, was erfolgen kann, ist ja schon da . . . ich bleibe blind! Aber, Sophie, Du bürgst doch dafür, daß der Professor kein Charlatan ist . . . Du, Du selbst, Sophie!“

„Ich bürge dafür, und wenn Dir dies nicht genügt, auch der Vater und deine Töchter, die den Namen des Professors gehört und gelesen haben.“

Sophie seufzte tief und schwer; sie hatte längst den Grund der Zweifel errathen, die den armen Blinden marterten. Er war eifersüchtig.

„Ernst,“ flüsterte sie unter Thränen, „ich gebe Alles hin, was ich in der langen Reihe von Jahren mühsam erworben, wenn Dir dadurch das Augenlicht wiedergegeben wird.“

Sie wollte ihn durch Vorwürfe nicht kränken.

„So darf ich Dir den Arzt zuführen?“

„Ja.“

„Gott wird seinen Segen geben.“

„Wann will der Professor kommen?“

„In der Mittagsstunde. Jetzt ruft mich das Geschäft . . .“

„Gehe, Sophie, gehe.“

„Willst Du nicht allein bleiben, so sende ich Dir bis zur Rückkehr des Vaters eine Deiner Töchter.“

„Ist nicht nöthig. Ich erwarte ruhig Deine Rückkehr.“

Die Gattin küßte ihn.

„Sophie!“ rief er hastig.

„Was willst Du noch, lieber Ernst?“

„Ich fühle die Thränen auf Deinen Wangen... Warum weinst Du, Sophie?“

„Ernst, Du kannst Dich an Dein Leiden nicht gewöhnen, Du fühlst Dich mit den Jahren immer unglücklicher . . . das macht mir Schmerz. Wüßte ich nur, was ich beginnen sollte, um Dir Gemüthsruhe zu geben.“

„Es ist wahr, ich mache Dir viel Sorgen . . .“

„Vertraue mir doch, lieber Mann!“

„Weine nicht!“ rief er befehlend.

„Sprich Dich doch aus, Ernst!“

„Bringe mir den Professor . . .“

„Sobald er kommt.“

„Nun gehe und besorge Dein Geschäft.“

Sie küßte ihm noch einmal die Stirn und verließ das Zimmer.

„Das ist ein großes Unglück!“ flüsterte sie vor sich hin. „Wüßte ich nur, was sein Vertrauen zu mir erschüttert hat . . . fände ich doch ein Mittel, mir es wieder zu befestigen. Ach, ich muß ihn schonen, er ist so reizbar. Vielleicht hilft der Professor.“

Der Blinde saß still in dem Sopha; das weiße Hündchen lag wieder auf seinen Knieen.

„Ich möchte gern anders denken," murmelte er. „Aber ich kann es nicht, kann keinen Grund finden, der mich beruhigt. Das ist ein furchtbarer Zustand! Wenn ich nur einmal ihr Gesicht sehen könnte . . . Die Züge meiner Kinder . . . aber immer bleibt es Nacht, schwarze Nacht! Ich muß mich auf den Tastsinn und auf das Gehör verlassen. In diesem Zimmer weiß ich Bescheid; aber jenseits der Schwelle bin ich ein hilfloser Mensch, der sich führen lassen muß wie ein schwaches Kind. Bah, man kann mit mir nach Belieben verfahren, kann mir schmeicheln, mich betrügen und belügen. O, ein blinder Ehemann ist ein trauriges Geschöpf! Kann eine lebenslustige Frau an ihm Gefallen finden? Ich hätte doch reiflicher überlegen sollen . . ."

Er lächelte einige Augenblicke bitter vor sich hin.

„Es ist ja sehr natürlich," fuhr er leise fort, „daß Sophie meiner überdrüssig wird. Sie ist ein schönes, üppiges Weib . . . Wenn sie sich auch Mühe gibt, mir mein Los zu erleichtern, da kommen doch schöne Männer mit glänzenden Augen, die ihr Artigkeiten sagen. Das Auge, ach das Auge! Ist auf einem Stahlstiche das Auge mißlungen, so taugt das

ganze Bild nicht . . . Ebenso ist es mit dem Antlitze eines Menschen. Aus dem Auge spricht der Geist, die Seele, das meinige ist erloschen. Man bemitleidet den Blinden, aber man findet kein Interesse an ihm. Guter Gott, soll ich ferner noch blind bleiben, so nimm mich lieber zu Dir . . ."

Ernst legte die gefalteten Hände auf die Brust. So verblieb er lange, ohne sich zu regen.

Die Pendüle zeigte die Mittagsstunde an.

„Nun muß der Professor kommen!" flüsterte Ernst. „Ich habe mich immer gefürchtet, das Urtheil eines gelehrten Mannes zu hören . . . das Wort „unheilbar" wäre gräßlich! Nährte ich auch nur eine schwache Hoffnung, so war es doch eine Hoffnung, die ich mir nicht zertrümmern lassen wollte. Wie es auch kommen möge . . . jetzt will ich Gewißheit haben. Erklärt der Arzt, daß die Operation unfruchtbar sei, dann führe ich den Entschluß aus, den ich schon längst gefaßt habe. Ich kann, ich will nicht mehr leben!"

Das Hündchen sprang plötzlich zu Boden und begann zu bellen.

Der Blinde erschrak.

„Belline," rief er leise, „ruhig!"

Das Thier war gehorsam, es kam zu dem Herrn zurück.

Nun lauschte Ernst mit großer Aufmerksamkeit.

„Dieselben Schritte," flüsterte er, „die ich um diese Zeit schon oft auf dem Vorsaale gehört habe. Sie verursachen ein eigenes Geräusch und verrathen das Bemühen, ungehört zu bleiben."

Er stand auf, stützte die Hände auf den Tisch, und lauschte.

„Jetzt ist es vorüber! Wohin ist der Mensch gegangen? Wer ist er? Ach, wenn ich das wüßte! Und wer bürgt mir dafür, daß es zwölf Uhr Mittags ist? Kann es nicht Mitternacht sein! Während ich in dem Wahne lebe, draußen scheine die Sonne, ist es finstere Nacht. Und kann man die Uhr nicht nach Belieben gestellt haben? Einen Blinden zu betrügen ist ja so leicht .... Sophie, Sophie! Vielleicht betrügst Du mich aus Barmherzigkeit!"

Ernst legte die Hände vor das Gesicht und weinte. Es war dies einer jener Seelenkämpfe, die sich der Brust des Armen oft bemächtigten.

Plötzlich fuhr er auf.

Er ergriff die Glocke, die auf dem Tische stand und klingelte.

Nach einer Minute trat der alte Pfarrer ein.

„Haben Sie gerufen, lieber Ernst?“

„Ah, Sie sind es, Schwiegervater!“

„Ich komme so eben vom Frühstücke aus dem Weinhause.“

„Vom Frühstücke . . .“

„Sie haben doch gefrühstückt?“

„Ja, ja!“ rief Ernst. „Wie ist es jetzt an der Zeit?“

„Zwölf Uhr Mittags ist vorüber,“ antwortete der Greis. „Ich hörte Ihre Glocke, da legte ich rasch Pelz und Hut ab und kam zu Ihnen.“

„Scheint denn draußen die Sonne?“

„Wie sie an einem kalten Wintertage eben scheinen kann. Es friert entsetzlich... der Jänner läßt sich gut an.“

„Aber ich höre kein Geräusch in der Straße...“

„Natürlich, weil der Schnee hoch liegt. Die Fußgänger beeilen sich, die wärmenden Zimmer zu erreichen. Haben Sie einen Wunsch, lieber Ernst?“

„Nein!“

„Aber Sie haben doch gerufen . . .“

„Ich sehnte mich nach Gesellschaft; nun sind Sie da und es ist gut.“

Er setzte sich auf das Sopha zurück.

Das Hündchen sprang ihm auf den Schooß.

Der Greis hatte am Tische Platz genommen und packte Papiere aus, die er in der Tasche trug.

„Ich habe die neuesten Zeitungen mitgebracht, Ernst; gegen zwei Uhr speisen wir zu Mittag . . . ich werde vorlesen, hören Sie mir zu.“

„Warten Sie noch, warten Sie noch!“ rief der Blinde, die Hand ausstreckend. „Sophie sagte mir vorhin, daß ein geschickter Augenarzt kommen würde, der mich untersuchen sollte.“

„Wahrlich, es ist wahr! Ich hätte es bald vergessen. Der Professor C. hat wahre Wunderkuren verrichtet. Warten Sie, warten Sie . . . in der Zeitung schreibt man über ihn. Er hat eine Prinzessin, eine alte Dame, mit dem glücklichsten Erfolge operirt . . . dafür hat er den Hofrathstitel erhalten. Wir dürfen ihn nicht mehr Professor, wir müssen ihn „Herr Hofrath“ nennen.“

Der Pfarrer hatte den Artikel gefunden und las ihn vor.

„Was meinen Sie nun, Ernst?“ fragte er dann. „Werden Sie sich diesem Manne anvertrauen?“

Der Blinde antwortete nicht sogleich; er starrte nach der Decke, als ob er von oben herab eine Eingebung erwarte. Sein Gesicht verrieth, daß er scharf dachte.

„Vater,“ fragte er plötzlich, „dieser Professor wird also mein Augenübel gründlich erkennen?“

„Ohne Zweifel! Er ist ein grundgelehrter Mann und operirt mit sicherer Hand. Alle Zeitungen sind seines Lobes voll und die medizinischen Fachblätter bringen große Abhandlungen von ihm.“

„Wenn er nun erklärt . . .“

Es schien, als ob Ernst nicht weiter sprechen konnte, als ob eine große Angst ihm die Brust zusammenschnürte.

Der Pfarrer hatte ihn mitleidig betrachtet.

„Sprechen Sie sich aus, mein lieber Sohn, theilen Sie mir Alles mit, was Ihnen auf dem Herzen liegt. Mit mir können Sie berathen . . .“

„Wenn der Professor nun erklärt, daß ich un=

heilbar sei, daß eine Operation fruchtlos bleiben werde?“

„Das wolle Gott verhüten!“

„Aber nehmen wir es an...es ist ja möglich!“

„Die menschliche Kunst hat es weit gebracht.“

„Es gibt Fälle, in denen die menschliche Kunst nichts mehr vermag . . .“

„Dann müssen wir auf den allgütigen Gott vertrauen und uns getrost in seine Hand geben!“ sagte salbungsvoll der greise Pfarrer.

Der blinde Ernst hatte das Haupt gesenkt.

„Vertrauen und immer vertrauen!“ murmelte er. „Aber die Hilfe bleibt aus!“

Der Greis las einen politischen Artikel, als die Thür geöffnet ward.

„Treten Sie gefälligst in dieses Zimmer, Herr Hofrath; hier finden Sie meinen leidenden Mann!“ sagte Sophie.

Und der Hofrath, ein langer, hagerer Herr, erschien.

Ernst hatte sich erhoben. Madame besorgte gewandt die gegenseitige Vorstellung, ein Geschäft, das rasch abgemacht wurde.

Der Hofrath saß dem Leidenden gegenüber.

„Ihre Frau Gemalin," sagte er ruhig, „hat mir bereits die Entstehung, die Entwicklung und den endlichen Ausgang Ihres Leidens geschildert. Ich weiß Alles, mir ist nichts mehr nöthig, als Ihre Augen zu untersuchen."

Während er mit dem Patienten sprach, beobachtete er schon das Auge desselben. Hätte Ernst die Züge des Arztes sehen können, er würde ihm auf der Stelle unbedingtes Vertrauen gezollt haben. Das war der echte Mann der Wissenschaft, der sich seiner Kunst bewußte Arzt, der Charlatanerie und Aufschneiderei verschmäht. Der Hofrath war noch nicht alt, er mochte vielleicht vierzig Jahre zählen; aber es lag eine Ruhe und Sicherheit in seinem Wesen, die lange Erfahrung voraussetzen lassen. Nachdem er sich hatte einige Fragen beantworten lassen, führte er den Blinden zu dem Fenster, ließ ihn sich niedersetzen und begann die Untersuchung.

Der Pfarrer und Sophie harrten erwartungsvoll des Ausspruchs, den der berühmte Mann abgeben sollte; sie verfolgten mit den Blicken jede seiner Be-

wegungen, jede seiner Mienen. Die Untersuchung dauerte ziemlich lange.

„Gut,“ sagte er endlich.

„Wie steht's, Herr Hofrath?“

„Ich werde die Operation unternehmen.“

„Gott sei Dank!“ riefen der Pfarrer und die Gattin zugleich.

Auch Ernst war erregt aufgestanden.

„Hoffen Sie einen glücklichen Erfolg?“ fragte er.

Der Arzt antwortete lächelnd:

„Ich würde mich sonst zu der Operation nicht verstanden haben.“

„Und wann soll sie stattfinden?“

„Sobald milderes Wetter eintritt.“

Sophie ergriff hastig die Hand des Arztes.

„Herr Hofrath, bieten Sie Alles auf, was Ihre Kunst vermag . . . mir ist kein Opfer zu groß, ich bringe es mit Freuden. Meine Dankbarkeit wird grenzenlos sein! Sie bringen Glück und Ruhe in den Schooß unserer Familie zurück!“

Vor Freude laut weinend warf sich Sophie an die Brust ihres Mannes. Ernst umarmte sie und

küßte ihr die Stirn. Auch der arme Blinde weinte. Es war eine rührende Szene.

„Gott gebe seinen Segen!" rief der Pfarrer. „Wahrlich, das hat Gott gefügt nach so langem Leiden; ihm sei Preis und Ehre!"

Der Hofrath reichte dem Patienten die Hand.

Fassen Sie Muth und Vertrauen, ich hoffe, daß Alles gut werden wird. Sobald die Zeit gekommen ist, gebe ich Nachricht. In die Augenheilanstalt wollen Sie nicht . . ."

„Nein, nein!" rief entschieden der Blinde.

„So werde ich hier operiren."

Madame Baum begleitete den Arzt, der sich entfernte.

„Meinen Glückwunsch, Sohn, meinen innigsten Glückwunsch!" rief der erfreute Greis.

„Wo ist Sophie?"

„Sie begleitet den Herrn Hofrath, wie es die Schicklichkeit erfordert."

„Und mich verläßt sie . . ."

„Ernst, bleiben Sie ruhig!"

„Sie hätte ihm hier sagen können, was noch nöthig . . ."

„Ich werde meine Tochter rufen!“

Sophie kam schon wieder zurück. Gleich darauf erschienen auch die Töchter, um dem Vater Glück zu wünschen. Der Mittagstisch ward heute zu einer Festtafel. Der Pfarrer hielt eine lange Rede und Alle tranken auf das Gedeihen der in Aussicht stehenden Operation. Ernst ward mit fortgerissen in den Freudentaumel; er war lange nicht so heiter gewesen als heute. „Ach, wie werdet Ihr Alle aussehen!“ rief er. „Ob Ihr dem Bilde wohl entsprecht, das ich mir in meiner Nacht von Euch mache? Deine Züge Sophie habe ich immer noch vor mir . . . ich erblicke Dich immer noch als meine Braut in dem Stübchen der Mutter Bollmann, die nun schon lange in der Erde ruht. Aber meine Töchter, meine Rosa, meine Doris, meine Martha . . .“

„Sie gleichen der Mutter auf ein Haar,“ sagte der Großvater.

„Rosa sieht dem Vater ähnlich,“ meinte Martha.

„Auch Doris!“ fügte Rosa hinzu.

Wie stets, so küßten auch heute Alle den Blinden, als das Mittagsmahl vorüber war und der Großvater das Dankgebet gesprochen hatte.

Rosa ging zuerst in den Laden; an ihr war die Reihe, auf das Geschäft zu achten. Die Schwestern blieben noch mit der Mutter bei dem Vater. Die Zeit nach Tische war stets eine stille, es kamen wenig oder gar keine Käufer. Das junge Mädchen saß an dem Ladenfenster, mit der Stickerei beschäftigt. Da trat ein Herr ein, der vornehm stolz grüßte, obgleich seine Toilette nicht die eleganteste war. Er trug einen Rock von schwerem, wollenen Zeuge, den er bis an den Hals fest zugeknöpft hatte. Den untern Theil des Gesichts hüllte ein grauer Shawl ein, der sich nachlässig um den Hals schlang. Ein starker dunkler Bart machte das bleiche, abgelebte Gesicht etwas voll. Als er den Hut abnahm, zeigte sich ein spärliches Haar und eine große Glatze.

„Was steht dem Herrn zu Diensten?“ fragte Rosa artig.

Der Fremde sah erstaunt das schöne junge Mädchen an.

„Ich möchte Madame Baum sprechen.“

„Meine Mutter . . .“

„Sie ist doch die Inhaberin dieser Modewaarenhandlung?“

„Ja!“

„Ich bitte, führen Sie mich der Dame zu.“

„Wer, mein Herr, gibt uns die Ehre?“

„Ich selbst werde mich nennen...“

„Kommen Sie in Geschäften?“

Der Fremde überlegte einen Augenblick; zögernd antwortete er dann:

„Nun ja, es ist ein Geschäft.“

Das Benehmen des Mannes viel Rosa auf, die stets nur mit Damen verkehrt hatte. Sie zog an einer Schnur, die hinter ihr hing.

„Ich bitte, mein Herr, nehmen Sie Platz!“

Der Mann ließ sich auf einem der gestickten Sessel nieder und wartete. Doris trat aus dem Komptoir ein.

„Schwester,“ sagte Rosa, „bitte die Mutter, daß sie komme. Ein Herr wünscht sie in Geschäftsangelegenheiten zu sprechen.“

Doris verschwand.

Fünf Minuten später trat Madame Baum ein. Sie befand sich hinter dem Ladentische.

„Madame Baum?“ fragte höflich der Fremde.

„Ihnen zu dienen, mein Herr.“

„Gewähren Sie mir eine kurze Unterredung, Madame . . . wenn möglich ohne Zeugen; ich habe Ihnen Vorschläge zu machen, die vielleicht Ihren Beifall finden.“

Madame Baum stutzte.

Ende des dritten Theils.

Druck von G. Kreysing in Leipzig.

Schrader, August,

Die Kinder des Glücks Originalroman von August Schrader

Bd.: 3

Leipzig 1866